

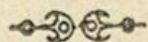
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zehnter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1843.

Staat der Kirche

Summa der Abgaben

Staat der Kirche

Staat der Kirche

Staat der Kirche

Stuttgart

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1841

Das
Kind meiner Frau.

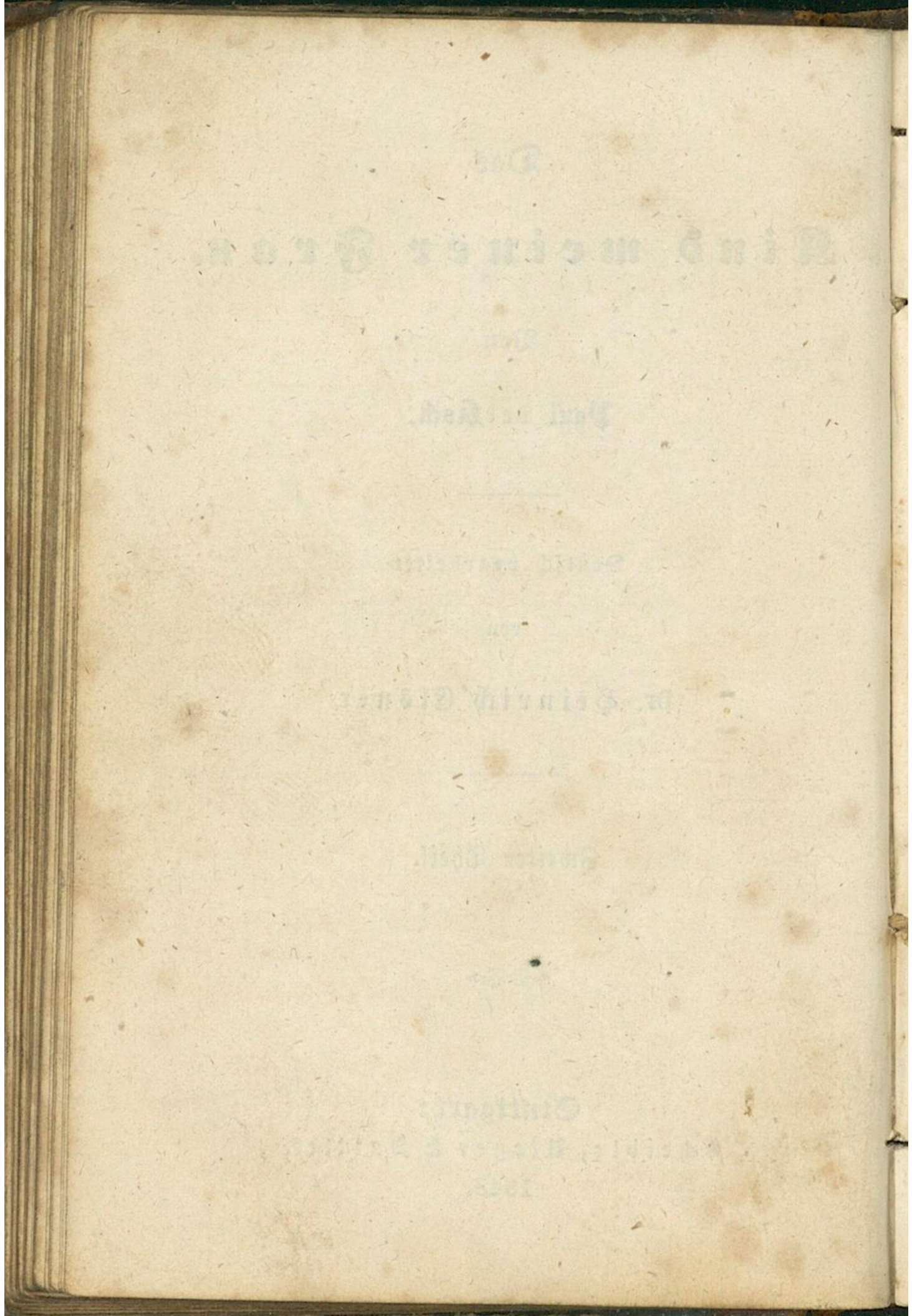
Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.



Stuttgart:
Scheible, Kieger & Sattler.
1843.



Erstes Kapitel.

Ein Abenteuer anderer Art.

Heinrich und Frank ritten gemächlich auf dem Wege nach Deutschland fürbaß; der erstere in Gedanken über das traurige Ergebnis seiner Reisen. In der That, was gewinnt man auch mit Umherstreichen in der Welt? Die Ueberzeugung der geringen Aehnlichkeit zwischen dem wahren Glück und dem von unserer Einbildungskraft geschaffenen. Frank, obgleich minder trübsinnig in seinen Betrachtungen als sein Herr, fand, daß ein stilles, ruhiges Leben wohl das Vergnügen aufwiege in der Welt umherzuschwärmen, und er pries Diejenigen glücklich, welche ihr Geschick friedlich an den Orten ihrer Geburt leben läßt.

Einige Meilen von Straßburg hielt Heinrich in dem nämlichen Walde an, wo einige Monate später der Oberst Gramberg und Müller eine Zufluchtsstätte fanden. Da er eine Weile im Schatten

zu ruhen wünschte, schickte er Frank mit dem Befehl voraus, ihn im ersten Gasthof zu Straßburg zu erwarten. Die Stille des Orts schien den Reisenden zur Ruhe einzuladen; Heinrich, der seit einigen Tagen ununterbrochen auf dem Wege war, fühlte das Bedürfniß, einen Augenblick der ihn niederdrückenden Mattigkeit nachzugeben. Er setzte sich unter dichtes, von einer majestätischen Eiche beschattetes Strauchwerk und bald schloß der Schlaf seine Augenlieder.

Als er wieder erwachte, begann der Tag sich zu neigen; er wollte aufstehen, um seinen Weg fortzusetzen, als er von der andern Seite des Gebüsches Stimmen vernahm; er streckte leise den Kopf vorwärts und erblickte, nur einige Schritte entfernt, zwei Männer. Ihre feindseligen Gesichter bestimmten ihn, sich nicht gleich zu zeigen; und da sich beide völlig allein glaubten, konnte er leicht folgendes Gespräch vernehmen:

„Du bist also ganz sicher, daß er es ist? — Ja, Herr, ich bin's gewiß; und obgleich ich ihn teuflmäßig lang nicht gesehen, ist mir sein Gesicht doch zu gut im Gedächtniß, als daß ich ihn nicht erkannt hätte! Ueberdies habe ich in dem Wirthshaus, wo er war, Erkundigungen über ihn eingezogen und weiß gewiß, daß ich mich nicht irrte. — Und Du sagst, er werde durch diesen Wald kommen? — Ja, Herr, er kann keinen andern Weg nehmen, und ich suche Sie eiligst auf, damit wir eine so schöne Gelegenheit nicht ent schlüpfen lassen... — Was

meinst Du denn, Stoffar, daß wir thun sollen? — Beim Teufel! es gibt nur einen Ausweg, nämlich sich seiner zu entledigen, damit er uns nicht mehr beunruhigt.“

Hier fühlte Heinrich, wie ihm das Blut in den Adern kochte, und er wollte auf die beiden Schurken losstürzen; aber er bedachte, es möchte dies vielleicht nicht das rechte Mittel sein, ihr Schlachtopfer zu retten, und bemühte sich daher, seinen Unwillen zu mäßigen. „Aber, nahm Derjenige das Wort, welcher der Herr zu sein schien, wenn wir uns darauf beschränkten, uns seiner Person zu versichern und ihn eingesperrt zu halten, so könnten wir ihn zu dem Bekenntniß zwingen, was er mit... — Nein, Herr, fiel der Andere ein; das wäre zu nichts nütze!... Zudem, wo wollen Sie ihn einsperren?... In Ihrem Hause?... Von einem Augenblick zum andern könnte man ihn dort entdecken, oder er dürfte nur entkommen!... Das würde uns einen saubern Handel auf den Hals ziehen!... Glauben Sie mir, unter solchen Umständen darf man keine halbe Maßregeln ergreifen. Ist er einmal todt, so sind Sie ruhig, denn ihn allein haben Sie zu fürchten... — Du hast Recht, Stoffar, und ich bin entschlossen, zu...“ Der Hufschlag eines Pferdes unterbrach das Gespräch. „Er ist's, Herr, sagte einer der Männer, aufstehend; er kommt näher... Halten wir uns bereit, ihn gut zu empfangen!“

Beide stellten sich hinter Bäumen auf. Auch

Heinrich lud seine Pistolen, und dem Himmel dankend, daß er ihn zum Vertheidiger eines Unglücklichen erkoren hatte, war er auf jeden Fall gerüstet. Nach einigen Minuten sah er einen Mann auf einem Pferde sich nahen. Noch war es nicht so dunkel, daß er die Züge des Reisenden nicht hätte unterscheiden können. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren und edlem Wuchse, dessen sanftes, aber melancholisches Gesicht eine unter der Last tiefen Kummers seufzende Seele verrieth.

Je näher der Unbekannte kam, desto gewaltiger schlug Heinrichs Herz, und er vergaß über der Betrachtung seiner Züge die sein Leben bedrohende Gefahr. Bald war er jedoch aus diesem Zustand gerissen. Die beiden Männer brachen plötzlich mit gezücktem Säbel auf den Reisenden los, der durch einen so unerwarteten Angriff betäubt, nicht Zeit gehabt hatte, nach seinen Waffen zu greifen; er wäre unfehlbar unterlegen, hätte sich nicht Heinrich mit der Schnelle des Blitzes den Mördern entgegengestellt. Diese plötzliche Erscheinung erschreckte sie so sehr, daß sie ihre Beute los ließen und nur an ihre Flucht dachten. Heinrich feuerte seine Pistolen auf sie ab; einer der beiden Schurken fiel todt nieder, der andere war nicht getroffen und entfloh durch das Dickicht des Waldes.

Heinrich hielt Verfolgung für unklug und kehrte sich zu dem Geretteten. Der Reisende wußte nicht wie er seinem Befreier seine ganze Erkenntlichkeit bezeigen sollte. „Sie sind mir keinen Dank schuldig,

mein Herr, antwortete ihm Heinrich; indem ich Ihnen zu Hülfe kam, erfüllte ich nur die Pflicht eines Ehrenmannes, und ich bin überzeugt, Sie hätten an meiner Stelle das Nämliche gethan. Wollen Sie aber meinem Rathe folgen, so sputen wir uns, aus diesem Walde herauszukommen und eine besuchte Straße zu gewinnen: denn die Nacht wird finster, und vielleicht wären wir nicht immer gleich glücklich. — Ich bin Ihrer Ansicht, erwiderte der Unbekannte, aber, wie es scheint, sind Sie zu Fuß? — Wahr, ich habe meinen Diener mit meinem Pferde vorausgeschickt, denn ich gedachte, noch diesen Abend in Straßburg einzutreffen. — Nun denn! steigen Sie hinten auf, so werden wir schneller aus dem Walde kommen.“ Heinrich nahm den Vorschlag an und im Galopp flogen sie davon.

Unterwegs sprachen sie von den auf diesen Vorfall bezüglichen Einzelheiten. „Ich glaubte nicht, sagte der Reisende, daß Räuber diesen Wald unsicher machen. — Sie irren sich, mein Herr, wenn Sie die Leute, die Sie anfielen, für Räuber hielten: ich bin gewiß, daß es keine waren.“ Nun erzählte Heinrich, wie er Alles gehört habe. Während der Erzählung betrachtete er seinen Gefährten genau und bemerkte, daß er seinen Worten die größte Aufmerksamkeit schenkte. „Wäre es möglich? rief der Reisende aus, als Heinrich beendet hatte. Aber haben Sie sonst nichts gehört, mein Herr? — Nichts weiter; doch vermuthe ich,

das werde hinreichend sein, Sie auf die Fährte zu bringen. — Nun denn! Sie irren sich, mein Herr! denn ich versichere Sie, daß ich nichts von dem eben Gesagten begreife; ich wüßte nicht, daß ich Feinde hätte, die einer solchen Schlechtigkeit fähig wären. — Beim Henker, das ist wunderbar!... Ich habe nie Jemanden geschadet und so viel Gutes gethan, als ich konnte!... — Durch Gutes thun zieht man sich häufig den Haß der Schlechten zu!... — Ha! Sie haben Recht, mein Herr, und öffnen mir die Augen!...“ Hier versank Heinrichs Begleiter in tiefe Träumerei, und ersterer erlaubte sich keine weiteren Fragen.

Nicht lange so betraten unsere beiden Reisenden einen besuchten Weg, und da die Nacht finster war, dachte Heinrich, er werde wohl daran thun, den andern Tag zu seiner Weiterreise nach Straßburg abzuwarten. Vor der ersten Herberge machten sie Halt. „Sie gehen nach Straßburg und ich komme dort her; weil wir demnach beide eine entgegengesetzte Richtung zu nehmen haben, will ich Ihnen Lebewohl sagen. — Wie? Sie kehren hier nicht ein? entgegnete Heinrich. — Nein, denn ich habe Eile, nach Paris zu kommen, wo ich eine wichtige Angelegenheit beenden muß; da ich bald wieder nach Straßburg zurückzukehren gedenke, werde ich hoffentlich das Vergnügen haben, Sie dort zu sehen und nähere Bekanntschaft mit dem Erhalter meines Daseins zu machen.“ Heinrich erwiderte ihm, sein dortiger Aufenthalt werde nicht von langer

Dauer sein: „Aber, fügte er hinzu, da ich eben so sehr wünsche, daß wir uns eines Tages wieder zusammenfinden, lade ich Sie ein, wenn Sie der Zufall in die Nähe meines Wohnorts führt, nicht zu vergessen, daß Sie in Heinrich von Framberg einen Freund haben, der sich glücklich schätzen würde, Ihnen noch einmal nützlich sein zu können. — Heinrich von Framberg! . . . rief der Unbekannte aus; wie? Sie wären der Sohn des Obersten Framberg? — Gewiß! Warum diese Ueberraschung? Sollten Sie etwa meinen Vater kennen? — Ich habe viel von ihm gehört: der Ruf seiner Tapferkeit und seiner Thaten ist zu mir gedrungen. — Nun gut! ein Grund mehr, auf das Schloß zu kommen, ich büрге Ihnen für gute Aufnahme.“

Der Fremdling dankte Heinrich; der Name Framberg hatte eine Aufregung in ihm hervorgebracht, welche den Blicken unsers Helden nicht entging, aber er wagte nicht, ihn um die Ursache zu fragen, und sie schieden von einander mit wiederholten Versicherungen der aufrichtigsten Freundschaft.

Heinrich trat in die Herberge, wo er sich ein Zimmer anweisen ließ; hier dachte er über sein sonderbares Abenteuer und seine neue Bekanntschaft nach. Der Altersungleichheit zwischen Heinrich und dem Fremden ungeachtet, fühlte sich iener doch mit Bruderliebe zu ihm hingezogen, und er bedauerte sehr, daß er vergessen hatte, ihn um seinen Namen zu befragen. Unter solchen

Betrachtungen schloß er ein und reiste am frühesten Morgen mit der Post nach Straßburg.

Zweites Kapitel.

Wiederfinden.

In dem bezeichneten Gasthof fand Heinrich den vorausgeschickten Diener seiner harrend. Frank war in Unruhe über das Ausbleiben seines Herrn am gestrigen Abend, und dieser erzählte ihm sein gehabtes Abenteuer.

„Sie werden zugeben, gnädiger Herr, daß Sie auf einen solchen Vorfall nicht gefaßt waren!... Ich bin überzeugt, Der, den Sie gerettet, hegt reges Dankgefühl für Sie... Aber gleichviel, will sein Verhängniß, daß er ermordet werde, so wird er ihm früher oder später nicht entgehen.“

Heinrich ließ Frank und sein Verhängniß, um in der Stadt umherzustreifen. Seit dem gestrigen Abenteuer waren seine düstern Gedanken völlig verflogen, und es blieb ihm von der Erinnerung an seine Reisen und tollen Streiche nur noch der feste Entschluß übrig, sich in Zukunft besser aufzuführen.

Während er so seine Tugendplane schmiedete, war er, anfangs ohne es zu gewahren, aus der Stadt gekommen; im Begriff aber, den Rückweg einzuschlagen, hört er hinter sich um Hülfe rufen;

er dreht sich um und erblickt ein junges Frauenzimmer, sich gegen einen Soldaten sträubend, der sie wider ihren Willen mit fort ziehen wollte. Er springt auf den Kriegsknecht zu, der in seiner Trunkenheit, beim Anrücken von Hülfe, seine Beute los läßt; Heinrich will nun der jungen Dame seine Dienste anbieten: aber wie soll ich seine Ueberraschung, sein Entzücken malen, als er in der Befreiten seine geliebte Pauline erkennt!

„Wie? Sie sind's mein Fräulein?... — Sie, mein Herr?...“ war Alles was sie sagen konnten, so sehr waren beide ergriffen. Heinrich bewunderte die Reize der Geliebten, welche sich seit ihrer Trennung noch mehr entfaltet hatten; auch Pauline konnte nicht umhin, Heinrichs Freude und Verwirrung zu theilen.

„Ach, mein Herr, sagte sie endlich, wie sehr danke ich dem Himmel, daß er Sie zu so gelegener Zeit hersandte, mich von der drohenden Gefahr zu befreien! — „Mein Herr! mein Herr!“ wiederholte Heinrich seufzend... ich bin also nicht mehr Heinrich für Sie?... Sonst nannten Sie mich so; die Zeit hat Sie jene glücklichen Tage vergessen lassen, die ich an Ihrer Seite verlebte! Ach, Pauline!... ach, mein Fräulein! ich habe also allein über eine so lange Trennung geseufzt; und somit hätte ich wohl Sie, nicht aber das Glück wiedergefunden?... — Wie ungerecht sind Sie, Heinrich!... Aber man hatte mir so oft wiederholt, daß Sie mich nicht liebten, mich vergessen

hätten!... Ihre lange Abwesenheit... Ihr geringer Eifer, meinen Aufenthalt zu erfahren... — Was sagen Sie, Pauline? — Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich seit unserer Trennung alles Ersinnliche that, Ihren Wohnort zu erforschen! — Ist's wirklich wahr, Heinrich?... Ach! dieser Glaube ist mir Bedürfniß! Ihre Worte machen mir zu viel Freude, als daß ich daran zweifeln möchte."

Unsere beiden Liebenden vergaßen über dem Wiedersehen, daß es noch etwas Anderes auf der Welt gäbe als ihre Liebe. Pauline gewährte zuerst, daß man sich trennen müsse.

„Jetzt müssen wir uns trennen, Heinrich: bei Ihnen vergesse ich, daß die gute Madame Reinhard meiner wartet und vielleicht besorgt ist wegen meiner langen Abwesenheit. — Wo wohnen Sie, Pauline? — In dem Hause dort unten am Stadthore. Ich war allein ausgegangen, einige Einkäufe zu machen, denn Madame Reinhard ist krank und unsere alte Dienerin konnte nicht von ihr weichen. — Und Ihr Vater? — Ist in diesem Augenblick nicht in Straßburg; doch wird seine Abwesenheit nicht von langer Dauer sein. — Nun wohl! was steht im Wege, mich in Ihrem Hause vorzustellen? — Diesen Abend nicht, mein Freund; es ist zu spät, meine gute Mutter zu sehen: kommen Sie morgen, da haben wir Zeit, mit ihr zu reden."

Nur mit Mühe willigte Heinrich in die Trennung von seiner theuern Pauline; aber die Hoffnung

auf den andern Tag flüßte ihm wieder Muth ein. Er begleitete seine Angebetete bis vor die Thüre ihrer Wohnung und schied nur mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens.

Glück im Herzen, kehrte Heinrich nach seinem Gasthof zurück. Von der Rückkehr zum Vater war keine Rede mehr; seine Pauline beschäftigte all seine Gedanken, seine Liebe. Bei der Nachricht, sein Gebieter habe die Geliebte wiedergefunden, rief Frank: „Nun, da war's wohl der Mühe werth, gnädiger Herr, daß wir so weit herumreisten wegen einem Fräulein, das so nahe bei uns war! Aber es stand da oben geschrieben!“

Kaum graute der folgende Morgen, als Heinrich schon unter den Fenstern seiner Geliebten wartete. Man war im Monat November, wo es kalt zu werden anfing. Er ging vor dem Hause auf und ab, bis seine Schöne wach wäre; bald öffnete Pauline, die wahrscheinlich nicht viel geschlafen hatte, ihre Jalousien. „Wie! Sie sind's, mein Freund, so früh!... — Ach, theure Pauline! konnte ich fern von Ihnen schlafen? — Auch ich schlief nicht, wie Sie wohl sehen; doch gleichviel, es ist zu früh, Sie müssen gehen. — Ach, Pauline! Sie lieben mich also nicht? — Aber, lieber Freund, Madame Reinhard schlummert noch. — Und ich sterbe beinahe vor Kälte. — Sie können doch nicht eintreten. — Sie lassen mich lieber unter Ihrem Fenster erfrieren?... — Böser!... Wohlan denn! warten Sie, ich komme herab.“

Nicht lange, so öffnete Pauline. Wie reizend erschien sie in Heinrichs Augen! Ein einfaches Morgenkleid bedeckte ihren eleganten Wuchs; ihre nachlässig zurückgeschlagenen Haare beschatteten eine Stirne, den Sitz der Schamhaftigkeit; ihre süßschmachtenden Augen waren zu schüchtern, um auf denen ihres Geliebten zu ruhen: Alles an ihr flößte Liebe ein! Wie hätte Heinrich so viele Reize nicht verehren sollen? Unbeweglich blieb er vor dem Gegenstand seiner Bewunderung stehen; Pauline, die Ursache von Heinrichs Verwirrung wohl ahnend, erröthete vor Vergnügen. Wo ist das Mädchen, dem es entginge, welches Gefühl sie einflößt?

Sie führte ihren Geliebten in ein kleines Gesellschaftszimmer mit der Aussicht auf den Garten; dort erwarteten sie das Erwachen der Madame Reinhard. Die Zeit ward ihnen nicht lange; Liebende haben sich so Vieles zu sagen! Heinrich erzählte Paulinen seine Reisen und die ihm aufgestoßenen Abenteuer, wobei er indeß über das hinwegschlüpfte, was für das Ohr seiner Geliebten nicht paßte.

Gerne hätte Heinrich wissen mögen, wie es Paulinen während seiner Abwesenheit ergangen... wo ihr Vater und welches der Grund seiner Reise wäre, so wie tausend andere Dinge, die ihn mit der Geburt seiner Geliebten und ihrer gegenwärtigen Lage bekannt gemacht hätten; aber er wagte nicht, zu fragen, und harrte lieber, bis die Zeit

ihm ihr Vertrauen erwerben würde, als daß er neugierig oder mißtrauisch in ihren Augen hätte erscheinen mögen.

Endlich bemerkte Pauline, daß die Stunde gekommen sei, wo Diejenige, die Mutterstelle bei ihr vertrat, zum Frühstück aufzustehen pflegte. Sie zog zu Madame Reinhard, mit dem Versprechen, Heinrich bald zu holen. Während ihrer Abwesenheit beschäftigte sich dieser mit genauer Betrachtung der Wohnung seiner Freundin; Alles war so einfach als möglich ausgestattet und zeigte mehr guten Geschmack als Reichthum an. „Ha! sie ist nicht glücklich, sprach Heinrich bei sich selbst, dessen bin ich gewiß, und sie hat nicht genug Vertrauen zu mir, um mir ihren Kummer mitzutheilen!... Aber ich werde sie zum Vertrauen zu nöthigen wissen, ihre Leiden versüßen, und ohne ihren Stolz zu verletzen, das Mittel finden, den Reichthum mit ihr zu theilen, der nur darum einigen Werth in meinen Augen hat, weil er mir zur Vereitung einer sorgenfreieren Lage für sie förderlich sein kann!“

Was Heinrich seinen Reichthum nannte, war nichts Anderes, als das in Paris im Spiel gewonnene Geld, welches er, wie man sich erinnert, durchzubringen keine Zeit mehr gehabt hatte, weil er den zweitfolgenden Tag abgereist war.

Pauline zog ihn aus seinen Betrachtungen durch die Anzeige, daß ihn Madame Reinhard zum Frühstück erwarte. Er folgte seiner Freundin und fand

die gute Dame beim Feuer sitzen. Heinrich ward durch die Veränderung, welche die Krankheit bei ihr hervorgebracht, sehr betroffen; die Blässe ihres Gesichts und ihre beinahe erloschene Stimme ließen ihn fürchten, sie möchte nicht mehr lange zu leben haben; allein er hütete sich wohl, seiner Pauline Gedanken mitzutheilen, welche ihren Kummer nur verdoppeln konnten.

Madame Reinhard empfing Heinrich aufs Schmeichelhafteste und voll Freude, ihn wiederzusehen. Das Frühstück war ziemlich heiter; Heinrich war bei seiner Pauline; was bedurfte er weiter zu seinem Glück? Wenn zufällig sein Fuß den ihrigen berührte, seine Hand auf der ihrigen ruhte, und er in ihren Augen die Verwirrung lesen konnte, die sie empfand, o! dann hätte er gegen alle Schätze der Welt die Wonne, bei seiner Geliebten zu sein, nicht vertauscht! Leicht erlangte er von Madame Reinhard die Erlaubniß, zuweilen ihre Einsamkeit zu theilen: zuweilen! das hieß täglich; unsere Liebenden wenigstens verstanden es so. Pauline gestand Heinrich, daß sie seit seiner Abwesenheit die Musik sehr vernachlässigt habe, er versprach ihr, noch am Abend eine Sammlung der neuesten und schönsten Stücke zu überbringen; Pauline drückte ihm sanft die Hand; Madame Reinhard dankte ihm zum Voraus für die Freude, die er ihrer geliebten Tochter bereiten wollte, und Heinrich ging, um sein Versprechen zu erfüllen.

Ein Monat verfloß, während dessen unser Held

jeden Morgen und jeden Abend bei seiner Geliebten zubrachte. Man hatte sich so sehr daran gewöhnt, daß wenn er zu seiner gewöhnlichen Stunde bei Madame Reinhard nicht erschien, er seine Pauline in Unruhe fand, wie sie, traurig durch das Fenster blickend, seiner harrete. Heinrich schwamm in Seligkeit, von seiner Freundin war er geliebt; Pauline versuchte nicht mehr, ihm ihre Liebe zu verbergen, und wenn sie es auch gewollt hätte, würde nicht jedes Wort, jede Bewegung verrathen haben, was in ihrem Herzen vorging? Madame Reinhard selbst behandelte Heinrich wie ihren Sohn und fühlte die zärtlichste Freundschaft für ihn. Aber auch er war nicht mehr jener ungestüme, aufbrausende Jüngling, jener Leichtsinn, Spieler und Sausewind; seine Liebe für Pauline hatte alle seine Gefühle verändert, denn eine tugendhafte Leidenschaft allein vermag alle anderen Leidenschaften zu bezähmen.

Doch nicht lange, so gewahrte er, daß seine Pauline an irgend einem geheimen Grame leide; Madame Reinhard selbst schien oft traurig und nachdenklich. Heinrich sah mit Schmerz, wie die Gesundheit dieser guten Dame von Tag zu Tag mehr dahinschwand. Er erblickte für seine Pauline tausend Gefahren, tausend Verlegenheiten, wenn ihre Pflegmutter starb. Vergebens drang er in seine Geliebte, ihm ihren Kummer zu gestehen, ihre Sorgen und Unruhe anzuvertrauen; stets vermied sie es, eine Frage zu berühren, welche ihren Schmerz zu vermehren schien.

Als sich Heinrich eines Tages, nach seiner Gewohnheit, zu der Geliebten begab, erschreck er, wie er beim Oeffnen die alte Dienerin bitterlich weinen sah. „Was ist denn geschehen? rief er alsbald aus. — Ach, Herr! meine gute Gebieterin ist sehr übel auf und hat, wie ich glaube, nur noch wenige Augenblicke zu leben.“

Heinrich fliegt ungesäumt nach dem Krankenzimmer, wo er seine theure Pauline am Bette der Madame Reinhard, in Thränen gebadet, fand. Diese letztere, obgleich schwach und am Rande des Grabes, empfängt Heinrich mit sanftem Lächeln und richtet mit beinahe erloschener Stimme folgende Worte an ihn:

„Ich erwartete Sie mit Ungeduld, mein lieber Heinrich; Ihnen übergebe ich meine geliebte Tochter, Ihnen trage ich auf, ihr Trost zu sein. Ich las in Ihrer Seele, welches Gefühl Sie für dieselbe hegen, Pauline erwidert es: seiet daher vereint und verlasset einander nie!“

Heinrich drückt Pauline in seine Arme, gelobend, sich nie von ihr zu trennen; seine Freundin hatte keine Kraft zu antworten, so sehr war sie vom Schmerz niedergebeugt. Madame Reinhard überwand ihre Schwäche und fuhr folgendermaßen fort: „Sie waren gewiß über das geheimnißvolle Wesen verwundert, lieber Heinrich, welches alle Handlungen von Paulinens Vater zu umhüllen scheint; Sie kennen diesen tugendhaften Mann nicht!... Wenn Sie seine Unglücksfälle vernehmen, werden

Sie sein Betragen nicht mehr verdammen. Ich habe meine Pauline beauftragt, Sie von Allem zu unterrichten: die Zeit ist nicht mehr, Ihnen irgend etwas zu verbergen, und in Sie allein soll sie ihre ganze Hoffnung setzen."

Hier verfiel Madame Reinhard nach solcher Anstrengung in eine Schwäche, den Vorboten ihres nahen Todes. Heinrich und Pauline umfingen sie mit ihren Armen; sie schlug die Augen noch einmal auf, ergriff die Hand ihrer Pflegetochter, legte sie in die Heinrichs und entschlief zum ewigen Frieden.

Heinrich beeilte sich, seine Freundin dieser Schmerzensscene zu entreißen; in seinen Armen trug er sie nach ihrem Zimmer. Dort suchte er nicht, ihren Schmerz zu mäßigen, sondern er beweinete mit ihr die achtungswerthe Verblichene, — der beste Trost, den er ihr bieten konnte.

Als nach einigen Tagen Paulinens Schmerz in etwas gestillt war, wagte Heinrich die Bitte um die versprochene Mittheilung. Pauline kam seinen Wünschen nach: sie unterrichtete ihn von der Ursache der Abwesenheit ihres Vaters und den Beweggründen seiner häufigen Reisen.

Da Heinrich hieraus entnahm, daß das lange Ausbleiben desselben an ihrer Unruhe schuld sei, entschloß er sich, nach Paris zu reisen, um Denjenigen dort auszukundschaften, für den er sich so lebhaft interessirte. Er reiste daher ab, mit Zurücklassung Frank's, als Wächter für die Sicherheit

seiner Freundin, und begleitet von den heftigsten Wünschen Paulinens für den glücklichen Erfolg seiner Reise.

Wir wissen, daß um diese Zeit der Oberst Gramberg und Müller, mit der Hoffnung in Straßburg eintrafen, Heinrich dort aufzufinden; dieser war eben nach Paris abgereist, wohin sie ihm folgten. Aber unser junger Mann war nicht glücklich in seinen Nachforschungen; er durchstreifte die Hauptstadt nach allen Richtungen, ohne eine Spur von dem Gesuchten entdecken zu können. Des vielen vergeblichen Umherrennens endlich müde und von dem Wunsche getrieben, seine Pauline wiederzusehen, kehrte er nach Straßburg zurück, stets verfolgt vom Oberst und Müller, welche ihn, ohne den ihnen im Walde zugestoßenen Unfall, unfehlbar eingeholt hätten.

Heinrich fand seine Pauline mit der lebhaftesten Ungeduld seiner harrend. Sie eilte ihm entgegen, so wie sie ihn erblickte. „Nun denn, mein Freund! welche Nachricht? — Gar keine, Theuerste!... — Wie? mein Vater... — Ich konnte nichts über sein Schicksal erfahren. — Wie unglücklich bin ich!... Es ist also aus! ich soll ihn nicht wiedersehen!... Ich habe Niemand mehr auf Erden, der sich einer unglücklichen Waise erbarmte!... — Was sagst Du? rief Heinrich mit Hefigkeit; Du hast Niemand mehr auf Erden? Ha! bin ich nicht Dein Geliebter... Dein Gatte?... — Ach, Heinrich! seit Du fort warst, habe ich nachgedacht

und gefunden, daß ich auf dieses Glück keinen Anspruch machen darf!... Ich!... eine Waise, ohne Namen, ohne Vermögen, sollte die Gemahlin des Grafen von Gramberg werden!... Ach! ich sehe nur zu gut, welche Kluft uns trennt!... — Bist wirklich Du es, Pauline, die ich so sprechen höre?... Mit einem einzigen Wort kann ich Dich Deines Irrthums überführen. Sage mir, wenn der Zufall Dich reicher gemacht hätte als mich, würdest Du mich darum verlassen haben?... — Mein Freund, das ist ein großer Unterschied!... — Nein, Pauline! ich werde nicht so übermüthig sein, Reichthümer der Tugend und Schönheit vorzuziehen. Du wirst meine Gattin; die gute Madame Reinhard hat unser Gelübde gesegnet, und Du hast kein Recht mehr, Dich meinem Glück zu widersetzen.“

Was konnte Pauline antworten? Sie betete Heinrich an; sie unterließ es, seinen Bitten zu widerstehen und willigte endlich ein, seine Gattin zu werden.

Sobald Heinrich diese Einwilligung erlangt hatte, dachte er auf Beschleunigung seiner Hochzeit. Er brannte vor Verlangen, seine Pauline dem Oberst vorzustellen. „So wie Dich mein Vater sieht, sprach er zu ihr, wird er meine Wahl nur billigen können. — Wenn es aber nicht der Fall wäre, mein Freund! wenn er unsere Bande bräche!... — Nein, liebe Pauline!... Du kennst meinen Vater nicht! er ist rauh, aber gut und

gefühlvoll. Ueberdies braucht er Dich nur zu sehen, um Dich zu lieben...“ Pauline lächelte und fing an zu hoffen.

Heinrich machte alsbald die Vorbereitungen zu seiner Vermählung. Frank ward aufgegeben, einen Notar und einen Priester zu bestellen; und Heinrich erlangte von Paulinen die Erlaubniß, sie bis dahin nicht mehr verlassen zu dürfen. Er ließ daher sein Gepäck aus seinem Gasthof abholen und bezog die Gemächer der Madame Reinhard.

Frank vollzog pünktlich die Befehle seines Herrn; und als dieser eines Abends neben seiner Pauline saß, meldete er ihnen, daß der Notar am andern Morgen den Heirathskontrakt bringen werde. Heinrich hüpfte vor Freude bei dieser Nachricht, Pauline theilte sein Entzücken und Frank war glücklich in dem Glück seines Herrn.

„Wahrlich, gnädiger Herr! sprach er zu ihm, ich war so vergnügt, meine Aufgabe gelöst zu haben, daß ich in ein Caféhaus trat, um eine Flasche zur Feier Ihrer bevorstehenden Vermählung zu leeren.“

Heinrich umarmte Frank und die alte Dienerin; er hätte im Ausbruch seines Entzückens die ganze Welt umarmt. Pauline theilte seine Glückseligkeit, und mit Gedanken an den andern Tag trennte man sich.

Arme Kinder!... Ihr überlasset Euch dem Schläfe, indem Ihr Euch tausend Trugbilder für die Zukunft schafft! und Ihr bedenket nicht mit

Frank, wie bizarr das Verhängniß ist, und daß es uns im Augenblick, wo wir es am wenigsten vermuthen, die härtesten Schläge versetzt.

Drittes Kapitel.

Wer hätte das gedacht?

Mit dem Tage war Heinrich schon munter: Freude läßt nicht schlafen; da indeß seine Pauline noch schlief, ging er bis zu ihrem Erwachen in den Garten hinab. Mit welcher Ungeduld zählte er die Viertelstunden und Minuten!... Es schien ihm, als müsse die Zeit ihren Lauf verdoppeln, um seinen Wünschen zu Hülfe zu kommen. Endlich erschien Pauline, welche wahrscheinlich eben so wenig geschlafen hatte als er, mit der Einladung zum Frühstück, in Erwartung des Notars. Heinrich folgte ihr; traulich neben einander sitzend, schmiedeten sie Plane für die Zukunft; Heinrich gibt ihr schon den Namen seiner Gattin... Man pocht stark an die Thüre. „Er ist's! ruft Heinrich, Frank mach ihm auf!“ Frank eilt nach der Thüre, Heinrich hört die Treppe heraufkommen, das Herz schlägt ihm vor Freude. Die Thüre geht auf; er blickt hin... O Wunder! statt des Notars sieht er Müller in das Gemach treten. „Ah! ah! finde ich Sie endlich, mein Herr, sagte Müller, ohne auf Paulinen Acht zu geben. Tausend Bombensakerment!... Sie lassen sich teuflmäßig nach-

laufen... — Wie? du bist's Müller? erwidert Heinrich, indem er sich zu fassen sucht. — Ja, mein Herr, ich bin's; o! mich erwartete man gewiß nicht!..."

„Wer ist dieser Mensch, lieber Freund? fragte Pauline, Heinrich beiseite nehmend. — Ein braver Soldat, der mich sehr liebt. — Ah! ah! sagte Müller, als er sich umwandte und Pauline erblickte, das ist sie also?... Sie ist, meiner Treu, hübsch! das muß ich gestehen..."

Pauline ward roth bis ins Weiße des Auges; und Heinrich, der diesem Auftritt ein Ende zu machen wünschte, bat sie, einen Augenblick in ihr Zimmer zu gehen und ihn mit Müller allein zu lassen. Pauline willigte ein und entfernte sich, noch ganz erstaunt über die Manieren des Mannes, den sie zum ersten Male sah.

„Jetzt wo wir allein sind, mein Herr, sagte Müller, werden Sie mir hoffentlich Ihre neu-modische Aufführung erklären! — Wie befindet sich mein Vater? das vor Allem! — Sehr gut, sehr gut, nur hätte er beinahe den Hals gebrochen, als er hinter Ihnen drein fuhr... — Wie so denn? — Davon ist jetzt nicht die Rede. Sagen Sie mir, mein Herr, was machen Sie in diesem Hause? wer ist das Frauenzimmer, das ich so eben bei Ihnen sah? — Diese Frau? ist die meinige. — Die Ihrige?... — Oder wenigstens beinahe, denn sie wird es bald sein. — Gut! ich sehe, sie ist es noch nicht! — Hättest Du im Sinn, Hindernisse

in den Weg zu legen, Müller? — Möglich, mein Herr! — Dann bemerke ich Dir, daß Du Dich vergeblich bemühest; nichts in der Welt vermag mich von ihr zu trennen. — Das ist eine saubere Aufführung, mein Herr! Sagen Sie mir, darf man sich in Ihrem Alter verheirathen, ohne daß man's der Mühe werth hält, seine Eltern um Rath zu fragen? — Aber sprich selbst, ist meine Pauline nicht reizend? — Ah! was Schönheit betrifft, das ist wahr! da gebe ich zu: sie ist sehr hübsch, aber es gibt schöne Weiber, die darum nicht besser sind. — Hüte Dich, Müller, meine Geliebte zu beschimpfen! sie ist ebenso tugendhaft als schön! — Nun wohl! wenn sie tugendhaft wäre, was zweifelhaft, aber nicht unmöglich ist: soll das ein Grund sein, daß Sie die nächste beste Dahergelaufene heirathen!... ein Mädchen, dessen Herkunft Sie nicht einmal kennen? — Du irrst Dich, Müller, ich kenne sie, sie theilte mir Alles mit. Ich kenne ihren Vater, seine Unglücksfälle!... — Poz Henker, lauter Larifari, Herr! — Nein, Müller, meine Pauline kennt keine Lüge; sie hat mir die Wahrheit gesagt. — Nun gut! lassen Sie doch diese wunderbare Erzählung hören. — Ich will Dir Alles mittheilen, was sie mir sagte. Der Vater meiner Pauline ist ein Franzose. — Ein Franzose?... Der Name Christiern ist also nicht der seinige? — Nein, mein Freund, das ist ein angenommener, welchen die Umstände ihm aufgedrungen hatten. — Und wie heißt er denn eigent-

lich? — D'Ormeville. — D'Ormeville? rief Müller vor Erstaunen. — Was hast Du denn? fragte Heinrich. — Nichts! fahren Sie nur fort, ich höre!“

Heinrich nahm seine Erzählung mit folgenden Worten wieder auf: „Du magst also wissen, daß der Vater meiner Geliebten, in Militärdienste getreten, schon im Alter von zwanzig Jahren Streit mit einem andern Offizier seines Regiments bekam; er schlug sich im Zweikampf und hatte das Unglück, seinen Gegner zu tödten: das war die erste Ursache all seines ferneren Ungemachs. Die Familie des jungen Gebliebenen war reich und mächtig: d'Ormeville sah sich gezwungen, sein Vaterland zu fliehen, um dem gegen ihn gefällten Todesurtheil zu entgehen. Er kam nach Deutschland, in der Absicht, dort Dienste zu nehmen, nachdem er sich einige Zeit auf den Besitzungen des Barons von Froburg aufgehalten hatte... — Des Barons von Froburg?... — Ja, mein Freund! er hat, wie man sagt, meine Mutter gekannt... — Ah! ah! — Er begab sich nach Wien und trat unter die kaiserlichen Truppen. Die Armee war im Begriff, einen Feldzug zu unternehmen; d'Ormeville kämpfte wider die Russen; aber beim ersten Treffen erhielt er einen Schuß in den Unterleib und ward für todt auf dem Schlachtfeld gelassen. Indesß gewahrte ein Mann, menschlicher als die übrigen, daß er noch athmete. Es war ein armer Bauer, welchen der Zufall hieher geführt hatte. Er richtete d'Ormeville auf und trug ihn in seine Hütte,

wo er ihn mit vieler Mühe ins Leben zurückrief. Länger als ein Jahr blieb er bei dem guten Bauer; erst nach Verlauf dieser Zeit erlaubten ihm seine nun völlig vernarbten Wunden sein früheres Corps wieder aufzusuchen; aber während seiner langen Krankheit war das Kriegsglück den Oestreichern ungünstig gewesen; und im Augenblick, wo er zur Armee stoßen wollte, waren die Russen Meister des kleinen Dorfs, in welchem er sich verborgen hatte, so daß er an kein Fortgehen denken durfte, aus Furcht, als Feind erkannt und von den Russen, die keine Gefangene machten, niedergemetzelt zu werden. D'Ormeville beschloß, günstigere Umstände abzuwarten: er trug die Kleidung eines gewöhnlichen Bauers und sah sich genöthigt, zur Fristung seines traurigen Daseins auf dem Feld zu arbeiten. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft der Mutter meiner theuern Pauline. D'Ormeville hat seiner Tochter weder mitgetheilt, wer sie war, noch wie er sie kennen lernte; Alles, was er sagte, war, daß seine Gemahlin starb, als sie Paulinen das Leben gab. D'Ormeville erzog seine Tochter so gut es ging, mit Ungeduld des Augenblicks harrend, wo er nach Oestreich zurückkehren konnte; endlich war ihm das Schicksal holder, die Russen wurden geschlagen. D'Ormeville stieß wieder zum Heere; doch war seine Tochter der Gegenstand seiner ganzen Sorgfalt; er wußte nicht, wem er dies kostbare Kleinod anvertrauen sollte, als ihn der Zufall mit Madame Reinhard bekannt machte.

Diese gute Dame hatte eben erst ihren Sohn bei der Armee verloren und war von Schmerz niedergebeugt. D'Ormeville machte ihr den Antrag, Mutterstelle bei seiner damals vier Jahre alten Pauline zu vertreten. Mit Freuden willigte Madame Reinhard ein, und da der Kriegsschauplatz sie unaufhörlich an ihren Verlust erinnerte, reiste sie mit dem Kinde ab, um ein ihr zugehöriges Häuschen bei Offenburg zu bewohnen, und d'Ormeville versprach, daß er dort sich mit ihnen vereinigen wolle, so wie seine Pflicht es ihm erlaube. Dort, lieber Müller, in jenem hübschen Hause, wohin ich Dich einmal geführt, verbrachte Pauline ihre Jugend unter den Augen der Madame Reinhard, welche sie wie ihre Tochter liebte. D'Ormeville kam hie und da, die ihm vom Dienste freigelassene Zeit bei ihr zu verleben. Seine Tapferkeit hatte ihm den Grad eines Hauptmanns verschafft, und da er ohne Ehrgeiz war, verlangte er nichts weiter. Du weißt, lieber Müller, auf welche Art ich Paulinens Bekanntschaft machte. . . .

— Ja, ja! ich weiß es und wünschte, der Teufel hätte mich an dem Tage geholt, wo ich so dumm war, Sie allein gehen zu lassen! . . . Doch weiter!

— Um diese Zeit nun faßte d'Ormeville, von dem Verlangen gequält, sein Vaterland wiederzusehen, den Plan, nach Frankreich zurückzukehren; Pauline wollte ihren Vater nicht verlassen, und Madame Reinhard verstand sich zur Begleitung. Sie reisten daher alle Drei nach Straßburg und

quartirten sich in diesem Hause ein: hier lebten sie anderthalb Jahre ziemlich ruhig; nach Ablauf dieser Zeit aber entschloß sich d'Ormeville, der seinen wahrhaften Namen wieder annehmen wollte, damit er seine Pauline aus ihrer Einsamkeit ziehen könnte, zur Reise nach Paris, in der Hoffnung, das ungerecht gegen ihn verhängte Todesurtheil ungültig zu machen. Seit seiner Abwesenheit nun hat mich der Zufall oder mein guter Stern... — Sagen Sie lieber: die Hölle!... — Meine Pauline auffinden lassen; unsere Trennung hatte unsere Liebe vermehrt... — Da hat sie etwas Sauberes gemacht! — Die gute Madame Reinhard hat unsere Verbindung gesegnet! — Alte Weiber machen immer dummes Zeug! — Und wir gaben uns ohne Rückhalt der uns zu einander hinziehenden Neigung hin!... Der Himmel nahm indeß diese gute Dame, welche Mutterstelle bei Paulinen vertrat, zu sich; schon lange empfing diese keine Nachricht mehr von ihrem Vater und war in größter Unruhe über sein Schicksal. In der Hoffnung, ihn wiederzufinden, eilte ich nach Paris; aber alle von mir angestellten nur erdenklichen Nachforschungen führten zu nichts! Und weil das Schicksal ihr diese letzte Stütze raubt, ist es an mir, lieber Müller, diese Sorge zu übernehmen: ich werde ihr Gatte werden; meine Pauline gab mir ihr Wort; sie empfing meine Schwüre, und ich kann nicht glauben, daß mein so gütiger, gefühlvoller Vater diese Wahl tadeln könnte.“

Müller blieb eine Weile in tiefe Gedanken versunken. Verwundert über sein langes Schweigen wollte ihn Heinrich um die Ursache befragen, als Müller begann: „Es thut mir leid, bester Heinrich, ich muß Sie betrüben! aber es ist unmöglich, zu kapituliren, Sie müssen auf diese Heirath verzichten! — Was sagst Du, Müller?... auf diese Heirath verzichten!... — Ja, wie ich sage, und Sie verlassen mit mir im Augenblick dieses Haus!... — Und Du glaubst, Müller, ich werde Dir gehorchen? — Ja, ich hoffe es! — Nun, so enttäusche Dich. Was mich an Paulinen fesselt, ist kein vergänglichendes Feuer, es ist die wahrhafteste leidenschaftliche Liebe, und keine Macht der Erde wäre im Stande, mich von ihr zu trennen. — Wohlant denn! sprach Müller bei sich selbst, ich sehe, daß das schwere Wort heraus muß!“ Er tritt näher, und seine Hand ergreifend sagt er zu ihm: „Mein lieber Heinrich, waffnen Sie sich mit Muth, ich sehe wohl, daß ich Ihnen ein Geheimniß enthüllen muß, das ich gerne für immer verborgen hätte!... — Was soll das? — Pauline ist Ihre Schwester! — Großer Gott! wäre es möglich?... Ach nein, Du irrst Dich, Müller, willst mich täuschen!...“

„Nein, Heinrich, ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, die Sie lieben ist Ihre Schwester; denn nicht der Oberst Framberg ist Ihr Vater, nein, d'Ormeville verdanken Sie das Leben!“

Heinrich sinkt vernichtet auf einen Stuhl und

Müller erzählt ihm ausführlich, was er über seine Geburt und das edle und großmüthige Benehmen des Obersten Framberg weiß. Schweigend hört Heinrich zu; ein stummer Schmerz, völlige Erschöpfung folgten auf seine heftigen Gemüthsbewegungen und Ausbrüche. Müller leidet beinahe eben so sehr, daß er ihn in solchem Zustande sieht.

„Ermannen Sie sich, lieber Heinrich, sprach er, lassen Sie sich durch das Schicksal nicht darniederbeugen und zeigen Sie Gefühle, die dessen würdiger sind, der Sie erzog. Thränen dienen zu nichts unter solchen Umständen; hier bedarf es eines männlichen Charakters. Jetzt müssen Sie mir folgen und diesen Ort verlassen... — Das werd' ich, Müller; doch sprich, was soll aus ihr werden? — Seien Sie unbesorgt!... Ich kenne meine Pflicht. Glauben Sie denn, der Oberst Framberg werde, nachdem er an Ihnen neunzehn Jahre lang Vaterstelle versah, Ihre Schwester allein stehen lassen in der Welt, als einen Spielball der Zufälle?... Nein, mein Herr, seien Sie gerechter gegen ihn; er liebt Sie zu sehr, als daß er nicht auch Paulinen lieben sollte!... — Ach, Müller! Du belebst meinen Muth wieder!... Wer wird es aber über sich nehmen, meine theure Pauline zu belehren, welche Bande uns umschlingen?... — Wer? nun zum Henker! ich, und zwar auf der Stelle, denn je mehr man in der Art Krisen zögert, um so giftiger macht man die Wunde. Doch, vor Allem, mein Herr, müssen Sie aus diesem Hause... — Ohne sie zu sehen?... —

Noch Henker! zu was möchte das gut sein? Ihre Verzweiflung zu vermehren, und das ist unnöthig. — Und wohin soll ich gehen, Müller? — Gleichviel, überall werden Sie besser sein als hier. Ich will Sie begleiten, in diesem Zustand mag ich Sie nicht allein lassen; alsdann komme ich hieher zurück, und, tausend Donnerwetter! in zwei Stunden, hoffe ich, soll Alles abgethan sein.“

Müller zieht Heinrich mehr fort, als daß er ihn führt. Noch einmal erhebt dieser die Augen nach der Wohnung, die sein Theuerstes in der Welt umschließt, und bei jedem Schritte, der ihn von der Theuren entfernt, blutet ihm das Herz. Der gute Husar geleitet ihn zu Hannchens Tante und empfiehlt ihn der Sorgfalt dieser Frau; aber Heinrich bemerkte nichts von dem, was um ihn vorging. Nun schlug Müller wieder den Weg nach Paulinens Wohnung ein, indem er mit Gewalt die sein Herz bewegenden Gefühle niederkämpfte.

Voll Unruhe erwartete Pauline Heinrichs Zurückkunft, welchen sie mit Müller immer noch im Hause glaubte. Ein geheimes Vorgefühl schien sie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, und als sie Müller allein in ihr Zimmer treten sah, beugten sich ihre Kniee, und Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Langsam schritt Müller vorwärts, ohne zu wissen, wie er ihr die Abreise des Geliebten kund thun sollte. „Ich komme, begann er, Ihnen Heinrichs Lebewohl zu bringen... — Was, mein Herr! er wäre fort?... — Ja, mein Fräulein!

— Für lange? — Ich glaube. — Und ohne mich zu sehen? — Es mußte sein. — Großer Gott!... Er liebt mich also nicht mehr!...“ Und Pauline fällt bewusstlos in Müller's Arme. Der gute Husar legt sie sanft auf eine Ottomane nieder. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, floßen ihre Thränen reichlich, und mit dem Gefühl des lebendigsten Schmerzes rief sie aus: „Er liebt mich nicht mehr!... — Alle Wetter! freilich liebt er Sie, mein Fräulein!... Und gerade darum habe ich ihn zur Abreise gezwungen. — Wie, mein Herr! Sie sind's?... — Ja, mein Fräulein! Sie verabscheuen mich, nicht wahr? Wohlan, Sie haben Unrecht; ich that nur meine Schuldigkeit. Ihre Heirath durfte nicht stattfinden!... — Warum nicht, mein Herr? — Weil es nicht üblich ist, daß ein Bruder seine Schwester heirathet. — Was sagen Sie? Heinrich wäre mein Bruder? — Ja, mein Fräulein! Heinrich ist nicht der Sohn des Obersten Framberg, wie er bis jetzt glaubte, sondern der des Hauptmanns d'Ormeville.“

Nun wiederholt Müller Paulinen, was er Heinrich schon erzählt hatte. Diese hört ihn schweigend; nur ihr Schluchzen unterbrach seine Worte. Nachdem Müller geendigt, ging er mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er zwischen den Zähnen fluchte und sich Thränen aus dem Auge wischte. Der Anblick von Paulinens Schmerz zerschnitt ihm das Herz. „Ha! tausend Bomben! sprach er in abgerissenen Worten, wäre ich Papst!

wie schnell wollte ich ihnen Dispensation zum Heirathen geben!... Aber ich bin's nicht, mein Oberst auch nicht! zum Henker also! nicht mehr gestennt, haben wir kein Herz wie Apfelmuß, und suchen wir die Sache bestmöglichst zu verändern!"

„Mein Fräulein, sprach er, auf Paulinen zutretend, Sie müssen sich fassen; ich weiß wohl, das ist nicht so leicht; worin läge aber das Verdienst, seine Leidenschaften zu besiegen, wenn es nichts kostete?... — Aber, werde ich ihn nicht mehr sehen? — O ja, mein Fräulein, Sie werden ihn wieder sehen, doch erst, wenn die Zeit in euren Herzen eine strafbare Leidenschaft getilgt hat und Freundschaft an die Stelle einer hoffnungslosen Liebe getreten sein wird. — Sie haben Recht, mein Herr; wir mußten uns trennen!... Aber ach!... was soll ich ohne ihn werden?... Ich habe keinen Freund... keinen Beschützer mehr!... — Sie irren sich, mein Fräulein! Sie haben Jemand, der Ihnen beides sein wird. — Wer denn? — Derjenige, der Ihren Bruder erzog, der ihn wie seinen Sohn liebt. Glauben Sie, der Oberst Gramberg werde Sie verlassen?... — Nie, mein Herr, werde ich die Hülfe eines Menschen erbetteln... — Das heiße ich einmal einen sehr übel angebrachten Stolz; ich sage, Sie reisen sogleich nach Schloß Gramberg ab. — Ich, mein Herr? — Ja, Sie, mein Fräulein! — Und auf welchen Titel? — Haben Sie's schon vergessen? als Schwester Heinrichs. Glauben Sie, mein Fräulein, wir werden

Sie allein lassen in der Welt, während Ihr Bruder Titel und Reichthümer genießt, die er mit Ihnen theilen sollte? ... Nein; das ist eine ausgemachte Sache, Sie reisen nach dem Schloß; außerdem wird's auch Ihrem Bruder die Ruhe wiedergeben. — Aber, mein Herr! — Was, mein Fräulein? — Wenn der Oberst Framberg ... mich nicht liebt? — O! er wird Sie lieben, das weiß ich gewiß. — Aber wenn ... ich nicht ... — Aha! ich verstehe; wenn Sie ihn nicht liebten? ... Teufel! da wären Sie sehr fiklich! ... Ein Mann, der zwanzig Feldzüge ehrenvoll durchgemacht! ein Mann, vor dessen Namen schon die Feinde zittern! ... ein Mann endlich, der Ihren Bruder erzogen, an Kindesstatt angenommen, wie einen Sohn geliebt hat ... — Ach! ich werde ihn lieben, mein Herr! ... — Ja, poß alle Welt! Sie werden ihn lieben, und Alles wird gut gehen, dafür stehe ich Ihnen!"

Hatte Müller einmal einen Entschluß gefaßt, so mußte derselbe schleunig ausgeführt werden; er forderte daher Paulinen auf, augenblicklich ihre nöthigsten Sachen zusammenzupacken und sich in einer Stunde zur Abreise bereit zu halten. — „Aber, mein Herr, entgegnete Pauline, meine alte Dienerin? ... — Die nehmen Sie mit. — Ich kenne den Weg nach dem Schlosse nicht. — Ei! zum Teufel! halten Sie mich für ein Kind, Fräulein? ... Glauben Sie, ich werde Sie allein hinschicken? ... Frank wird Sie geleiten. — Frank, der Diener meines ... meines Bruders? — Ja,

der Diener Ihres Bruders. Nun wären also alle Schwierigkeiten beseitigt. Ich will für den Reisewagen sorgen, und diesen Abend werden Sie fern von Straßburg sein.“ — Und fern von Heinrich, dachte Pauline, dem abgehenden Müller nachblickend. Sie fand indeß einen geheimen Reiz darin, daß sie den Ort bewohnen sollte, an dem ihr Geliebter erzogen worden war. Schloß Framberg wäre ihr als ein himmlischer Aufenthalt erschienen, wenn sie mit ihm dort gewesen wäre.

Von Paulinen ging Müller zu Frank und sagte ihm, was er zu thun habe. Frank, der vor Müller wie ein Schüler vor seinem Lehrer stand, versprach seinen Vorschriften treulich nachzukommen. Nachdem Müller einen Reisewagen bestellt hatte, dachte er, es werde am Ort sein, dem Oberst zu schreiben und ihm alles Vorgefallene zu erzählen. Bis jetzt hatte er keine Zeit dazu gefunden; er ergriff also die Feder und schrieb folgenden Brief:

„Mein Oberst!

Endlich habe ich unsern jungen Mann ausfindig gemacht, und ich darf mich rühmen, nicht ohne Mühe!... Aber es war dringend nöthig, daß ich kam. Tausend Granaten! eine Stunde später war's nicht mehr Zeit und die Kleine wurde... Aber ich war auf dem Platz, Oberst, hab's aufs Beste von der Welt eingerichtet. Heinrich weiß Alles, Oberst... er weiß Alles; ich mußte es ihm wohl sagen, denn die Kleine ist seine Schwester; und hätte ich ihm nicht Alles erzählt, ich versichere

Sie, Oberst, ein Regiment Husaren hätte sie nicht auseinander gebracht. Ich schicke die Kleine nach Schloß Framberg, und Heinrich führe ich Ihnen zu; beide sind in Verzweiflung und heulen, daß es einen Achtundvierzigpfünder erbarmen möchte!... Sie sehen, Oberst, daß Alles gut geht, und ich hoffe, Sie werden mit meinem Verfahren zufrieden sein. Ich bin, mein Oberst, Ihr treuer Soldat und Diener

Müller."

Müller versiegelte die kurze, aber energische Epistel und sandte sie dem Oberst zu, indem er dem Boten größte Eile befahl und aufgab, den Oberst von seiner baldigen Ankunft in Kenntniß zu setzen. Als diese Sache abgemacht war, kehrte er zu Paulinen zurück, um ihre Abreise zu beschleunigen.

Mit schwerem Herzen erwartete Pauline den Augenblick, wo Müller sie von dem Theuersten, das sie besaß, entfernen sollte; aber unser Husar hatte bereits so viel Gewalt über sie, daß sie bei seiner Ankunft schnell aufstand und sich zur Abreise anschickte. Müller führte sie mit ihrer alten Dienerin in den Reisewagen, drückte ihr kräftig die Hand und sagte: „Muth! wer im Unglück so viel Ergebung zeigt, wird früher oder später dafür belohnt.“ Sich hierauf an Frank wendend, befahl er diesem, die Pferde tüchtig anzutreiben, und eilends rollte der Wagen davon.

9. Hof hänge nicht!!! **Viertes Kapitel.**

Ein Romanleser hat es schon errathen.

„O weh!... rief Müller, Paulinens Reisewagen nachblickend, müßte ich oft solche Intriguen durchführen, da wollte ich mich lieber dem Musketenfeuer meines Regiments bloßstellen!... Doch hoffe ich, mich ehrenvoll aus dieser Sache zu ziehen. Das Schwerste ist geschehen!... Ich hatte geglaubt, Heinrichs Kummer werde mir am meisten zu schaffen machen!... Aber beim Teufel! jetzt sehe ich wohl, Weiberthränen wissen den Weg zu unserm Herzen am besten zu finden! Ich hätte mich nicht für so weich gehalten!...“

Unter solchen Betrachtungen schlug Müller den Weg nach Hannchens Wohnung ein. Er begegnete ihr auf der Treppe und redete sie an. „Nun Hannchen, was macht der junge Mensch? — Er ist immer in dem nämlichen Zustand, wie Du ihn gebracht hast. — O!... verfluchte Liebe!... — Sag mir doch, Müller, warum er sich so abhärmt? — Ei nun, eines Weibes willen!... — Liebt sie ihn nicht? Die wäre sehr wähl! — Pok tausend! freilich liebt sie ihn! aber sie können einander nicht heirathen. — Das thut mir leid, denn der junge Mensch interessirt mich... er scheint so gefühlvoll!... — Ich habe ihn gebildet, er ist mein Bögling. — Da mache ich Dir mein Compliment.“

Müller ging schnell zu Heinrich hinauf. Der

junge Mann schien ganz seinem Schmerze hingegen; sowie er aber den Ankommenden erblickte, stand er mit Lebhaftigkeit auf und warf sich in seine Arme, einen Strom von Thränen vergießend. „Wie kindisch sind Sie! sagte Müller. Auf! Stand gehalten, beim Teufel! — Wo ist sie? Sag, was hast Du aus ihr gemacht? — Sie ist fort, mein Herr, und hat bei dieser Gelegenheit einen Muth bewiesen, der über ihrem Geschlechte ist. Ahmen Sie ihr nach, mein lieber Heinrich, bleiben Sie nicht hinter einem solchen Vorbild zurück. Denken Sie an den Kummer, den Sie Demjenigen, der Ihnen Vater ist, verursachen würden, wenn Sie sich einem unnützen Schmerze überließen!... Ich spreche nicht von dem alten Husaren, der Sie großzog, Sie wie seinen Sohn liebt, und den Ihre Verzweiflung ins Grab stürzen würde. Ach! Ihre unglückselige Leidenschaft erstickt alle übrigen Gefühle in Ihrem Herzen; denn seit wir nach einer so langen Trennung wieder beisammen sind, haben Sie mir nicht einmal die Hand gedrückt!... mich nicht des unbedeutendsten Freundschaftswortes gewürdigt...“

Hier konnte Müller seine Thränen nicht zurückhalten; Heinrich bemerkte es; er flog ihm an den Hals, küßte ihn, bat ihn um Verzeihung und versprach, vernünftiger zu werden. Mehr verlangte Müller nicht, und bald war der Friede geschlossen.

„Wohlan, lieber Heinrich, jetzt wollen wir meinen Oberst wieder auffuchen, er erwartet uns gewiß

mit Ungeduld. — Warum ist er aber nicht mit Dir nach Straßburg gekommen? — Weil ein täppischer Postillon uns sechs Stunden von hier im Walde umgeworfen hat und der Oberst so unglücklich war, sich am Bein zu verletzen. — Und wo ist er gegenwärtig? — In einem kleinen, mitten im Walde vereinzelt gelegenen Hause, bei einem Manne, dessen Gesicht mir gar nicht hinunter will; aber man mußte doch irgendwo unterkommen!...“

Heinrich erinnerte sich an das im selben Walde ihm aufgestoßene Abenteuer und erzählte es Müller'n. „O! o! wäre ich dabei gewesen, sagte dieser, so sollte der andere Schurke auch nicht entkommen sein! Aber Sie haben sich brav gehalten!... und ich bin mit Ihnen zufrieden.“

Müller und Heinrich waren zur Abreise gerüstet, sie verließen daher das Haus der Madame Tapin. Ersterer hatte noch Hannchens Thränen zu trocknen; allein er drückte ihr einen Doppellouisd'or in die Hand mit dem Versprechen, wieder zu kommen, sobald die Umstände es erlaubten.

Der Oberst Gramberg, den wir schon so lange im Hause des Herrn von Monterranville verlassen haben, war beinahe von seiner Verwundung geheilt und schickte sich an, wieder in Straßburg mit Müller zusammenzutreffen, als er von ihm den Brief empfing, welchen der Leser bereits kennt. Leicht kann man sich eine Vorstellung von seiner Ueberraschung und Unruhe machen, als er die

ihm unbegreiflich vorkommenden Begebenheiten erfuhr. Aber Müller's Brieffstyl war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er zu denken hatte; und in größter Aufregung erwartete er die Ankunft der Beiden, welche seiner Ungewißheit ein Ende machen sollte.

Diese trafen noch am nämlichen Tage im Hause des Herrn von Monterranville ein. Carl öffnete ihnen die Thüre. Freundschaftlich klopfte ihm Müller auf die Achsel und fragte, ob sein Herr bei dem Oberst sei. „In diesem Augenblick nicht, erwiderte Carl, mein Gebieter ist ausgegangen. — Um so besser, sagte Müller zu Heinrich, so wollen wir diesen Umstand benützen.“ Eilfertig stiegen sie die Treppe hinan und fanden den Oberst in großer Bewegung im Zimmer auf und ab gehen. Sowie er Heinrich erblickte, breitete er seine Arme aus, und dieser stürzte an seine Brust.

„Ich will Dir keine Vorwürfe machen, lieber Sohn, sagte er, ihn küßend, wiewohl Deine leichtsinnige Aufführung und Dein geringes Vertrauen in mich mir das Recht dazu geben; aber nach dem, was Müller mir gesagt, bist Du unglücklich, und ich will Deine Leiden nicht vermehren. — Und tadeln Sie, Oberst, sprach Müller vortretend, mein Verfahren? — Nein, mein Freund, wiewohl mich Dein Brief nur wenig von dem Vorgefallenen unterrichtete; aber ihr werdet mir hoffentlich jetzt Ausführlicheres mittheilen.“

Um die Neugierde des Obersten zu befriedigen,

erzählte ihm Heinrich in gehöriger Reihenfolge alle seine Abenteuer seit seiner Abreise aus dem Schlosse, sowie die Geschichte seiner Pauline und die Art, wie er erfahren, daß er nicht sein Sohn sei. „Der Zufall hat Dich zum Herrn meines Geheimnisses gemacht, das ich Dir Dein ganzes Leben hindurch verborgen hatte, sagte der Oberst; Du darfst daher überzeugt sein, daß ich nie aufhören werde, Vaterstelle bei Dir zu vertreten. Was Deine Schwester betrifft, so wird auch sie meine Tochter: von dem Augenblick, wo ich sie an Kindesstatt annehme, soll sie mich nicht mehr verlassen. Hat die Zeit aus Deinem und ihrem Herzen eine Leidenschaft verwischt, welche nie entstanden wäre, wenn ihr die euch umschlingenden Bande gekannt hätten, so kommst Du, Theil an unserm Glücke zu nehmen und es durch Deine Gegenwart zu vermehren. Bis dahin aber muß ich mich aufs Neue von Dir trennen, mein Sohn, um Dich der Jungfrau nicht nahe zu bringen, welche Du fliehen mußt!... Da wirst Dich abermals von Schloß Framberg für einige Zeit entfernen; diesmal aber wird Müller Dich begleiten; nur ihm mag ich die Sorge für ein mir so theures Wesen anvertrauen!... Während Deiner Abwesenheit werde ich die Thränen einer Tochter trocknen, die ich schon liebe und die mich über diese neue Trennung trösten wird.“

Heinrich küßte den Oberst tausendmal und drückte ihm die ganze Dankbarkeit aus, welche ihm sein edles und großmüthiges Benehmen einflößte.

Müller war mit den Anordnungen seines Obersten ganz zufrieden, und sein Plan wurde von Jedem gut aufgenommen.

Die Nacht rückte vor, und da der Oberst, durch die verschiedenen aufregenden Gefühle angegriffen, der Ruhe bedurfte, dachten sie an die Trennung; man setzte fest, am andern Morgen mit einander das Haus im Walde zu verlassen.

Das Schlafzimmer des Obersten enthielt nur ein Bett, Müller forderte daher Heinrich auf, die Nacht in dem seinigen zuzubringen. Dieser willigte ein, und nachdem sie den Oberst umarmt hatten, ließen sie ihn allein, um der Ruhe zu pflegen.

Als sie durch einen langen, zur Treppe führenden Gang dahinschritten, erblickten sie in der Ferne einen Mann mit einem Licht in der Hand. „Herr von Monterranville, sagte Müller zu Heinrich: vorüber, vorüber, ich liebe diesen Menschen nicht.“ Aber Heinrich dachte, die Höflichkeit erlaube ihm nicht, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, ohne ihn vorher begrüßt zu haben; auch sei er ihm außerdem Danksagungen schuldig für die dem Oberst gewährte großmüthige Gastfreundschaft. Dem zufolge ging er auf denselben zu, und Müller folgte ihm mit etwas saurer Miene, unter Flüchen auf die Höflichkeitsformeln.

Herr von Monterranville blieb stehen, wie er Heinrich herankommen sah; dieser redete ihn unter Verbeugungen an, sagte ihm die schuldigen Worte des Dankes; aber die Augen zu seinem Wirthe

erhebend, erkannte er in ihm einen der beiden Meuchelmörder im Walde.

Die Zunge erstarrte unserm Helden, plötzliche Blässe überzog sein Gesicht, kaum vermochte er einige unzusammenhängende Worte hervorzustammeln, er zog dann Müller, der die Ursache dieser heftigen Verwirrung nicht begriff, mit sich hinweg. Herr von Monterranville konnte Heinrich nicht wiedererkennen, weil er auf den ersten Waffenschall entflohen war; wie aber Bösewichte immer Ver-rath befürchten, so beschloß auch Herr von Monter-ranville, über des jungen Mannes Verwirrung bei seinem Anblick höchlich erstaunt, die Ursache derselben zu erforschen, damit er gegen alle Vorfälle auf seiner Hut sein könnte.

Erst in Müller's Zimmer stand Heinrich still, um freier zu athmen; hierauf ergriff er Müller's Hand und sprach mit halb erstickter Stimme; „Laß uns fortreiben, mein Freund, meinen Vater schnell aufwecken, ich kann die Nacht nicht unter diesem Dache zubringen. — Ha, das noch! beim Teufel! Sie müssen mir erklären, was das heißen soll. Woher diese Verwirrung... dies Entsetzen? — Ach, Müller! dies Entsetzen ist sehr natürlich. — Sollten Sie etwas befürchten? — Für mich fürchte ich nicht; aber mich schaudert vor Abscheu, wenn ich bedenke, daß wir im Hause eines Mörders sind!... — Eines Mörders? — Ja, Müller, in Herrn von Monterranville habe ich einen der beiden Männer des Waldes erkannt! — Wär's möglich?

tausend Granaten! Wie? dieser Schurke wäre . . . — Einer von Denen, welche den Unbekannten, den ich aus ihren Händen gerettet, um's Leben bringen wollten! — Ha! dreifache Kanonade, rief Müller, indem er die Hand an seinen Säbelgriff legte, fallen wir über diesen Schurken her, alle Wetter! und üben wir Gerechtigkeit für sein Verbrechen!“ Bei diesen Worten machte sich Müller zur Ausführung seiner Absicht bereit; doch Heinrich hielt ihn beim Arme zurück. „Halt an, Müller, was willst Du beginnen? — Ei, zum Henker! die Erde von einem Bösewicht befreien, sie behält deren noch genug übrig! — Bedenke doch, daß wir keinen Beweis seines Verbrechens liefern können und selbst für eigenmächtige Justiz bestraft werden würden! — Ha! beim Teufel! Sie haben Recht! Was ist aber nun zu machen? — Höre, ich hab's jetzt überlegt und denke, es wäre unklug, ein Geschrei zu erregen, das zu nichts führte; laß uns bis morgen warten: mein Vater mag unser Benehmen lenken; wir haben von diesem Menschen nichts zu befürchten; denn er kann mich nicht erkennen, und an uns will er nicht. — So sei's denn . . . poß Henker, weil es so sein muß, aber ich gestehe, nur ungern gebe ich nach; denn es hätte mir Freude gemacht, den Koft meines Säbels an dem Körper dieses Banditen abzuweken!“

Nach diesem Entschluß warfen sich beide völlig angekleidet auf ihr Bett; aber sie genoßen keinen Augenblick des Schlags; der Gedanke, im Hause

eines Meuchelmörders zu sein, empörte ihr offenes, biederes Gemüth.

Am frühesten Morgen dachten sie, den Oberst schon wecken zu können, ohne daß sie Verdacht erregten; aber diese Vorsichtsmaßregeln waren überflüssig, denn Monterranville wußte Alles. Man erinnert sich, daß Heinrichs Verwirrung ihm Schrecken verursachte; daher begab er sich, sobald sich Müller und sein Schlafkamerad in ihr Zimmer eingeschlossen hatten, in ein anstoßendes Gemach, öffnete einen Schrank, stellte sich dicht an die Scheidewand und hörte da ihr ganzes Gespräch.

Man kann sich seinen Schrecken vorstellen, als er sich erkannt wußte; aber das Ende ihrer Unterredung beruhigte ihn ein wenig. Da er sah, daß sie zu Fassung eines Entschlusses den andern Morgen abwarteten, hielt er es für klug, sich eiligst aus dem Staube zu machen, und mitten in der Nacht verließ er das Haus.

Verwundert, so früh aufgeweckt zu werden, ließ Oberst Gramberg seine Reisegefährten ein; aber noch mehr war er erstaunt, als er sah, mit welcher Vorsicht Müller die Zimmerthüre wieder hinter sich zuschloß und welches geheimnißvolle Wesen über ihre Züge ausgegossen war. Abscheu und Entrüstung folgten bald auf das Staunen, wie er erfuhr, in wessen Hause er so lange sich aufgehalten. Er befahl indeß den Beiden, sich zu bezwingen und nichts von ihrer Aufregung bemerken zu lassen. „Wie? mein Oberst, sagte Müller,

wir sollen diesen Schurken da nicht erwürgen? — Nein, Müller, unsere Pflicht steht entgegen; bedenke, daß ich fast einen Monat Gastfreundschaft in diesem Hause genieße: der Besitzer ist ein Ungeheuer; aber nicht an uns ist es, die Gerechtigkeit gegen ihn zu waffnen; sei überdies ruhig, Müller, und glaube sicher, daß wenn er auch einen Augenblick der ihm gebührenden Strafe entgeht, es nur geschieht, damit das Schwert des Gesetzes etwas später über ihn richte. — Sie wollen es, Oberst, ich gehorche. — Es muß sein, denn unter allen anderen Umständen wäre ich der Erste gewesen, der euch aufgefordert hätte, meine Freunde, die Erde von diesem Bösewicht zu säubern; doch wir wollen nicht länger in der Höhle des Verbrechens bleiben; mich drängt es, anderswo eine Luft zu athmen, die nicht durch Banditenhauch verpestet ist.“

Mit diesen Worten ging Oberst Framberg aus seinem Zimmer; Heinrich und Müller folgten ihm. Im Hofe trafen sie auf Carl und vernahmen, daß sein Herr schon vor Tagesanbruch aus dem Hause gewandert sei. „Daran that er wohl... murmelte Müller zwischen den Zähnen; denn beim Teufel! hätte ich ihn gesehen, würde ich meine Entrüstung nicht haben bemeistern können.“

Unsere drei Reisenden stiegen zu Pferde und trabten eiligst davon, um sich schneller von einem Hause zu entfernen, welches Entsetzen in ihnen erregte.

Fünftes Kapitel.

Noch ein Augenblick der Freude.

Im besten Gasthose zu Straßburg stiegen die drei Reisenden ab, um einen Augenblick der Ruhe zu genießen, ehe sie sich aufs Neue trennten.

„Mein lieber Heinrich, sagte der Oberst Framberg zu unserm Helden, als sie allein waren, ich habe Dir keine Vorschrift für Dein künftiges Betragen zu geben, ich überlasse Müller gänzlich die Sorge für Dein Wohlergehen. Wenn Du indes das Waffenh Handwerk, als bestes Mittel den Kummer rasch zu zerstreuen, ergreifen willst, so werde ich Deiner Neigung nicht hinderlich sein, im Gegentheil; doch bitte ich Dich, mich von Deinem jedesmaligen Vorhaben zuvor in Kenntniß zu setzen.“ Heinrich versprach, nichts zu thun, ohne den Oberst vorher befragt zu haben. Der geheime Kummer, den er in seinem Innersten barg und seinen Freunden zu verhehlen bemüht war, machte ihn unfähig, irgend einen Plan für seine Zukunft zu bilden. . . Nur ein Gegenstand nahm seine ganze Denkfähigkeit in Anspruch, trotz all seinen Anstrengungen, ihn aus dem Gedächtniß zu verbannen.

Müller wünschte sehnsüchtig, sein geliebter Zögling möchte sich dem Waffenh Handwerk zuwenden. „Ha! sprach er zu Heinrich, nach zwanzigjähriger Ruhe würde ich immer noch mit Freuden das Schlachtfeld und die alten Gefährten meines Ruhms

wiedersehen.“ Heinrich antwortete nicht, allein Müller hoffte, die kriegerischen Gemälde, die er häufig an ihm vorübergehen ließ, werden am Ende seine Seele bewegen, daß er sich seinen Wünschen füge. In dieser Hoffnung forderte er ihn auf, den Weg nach Wien einzuschlagen, und Heinrich willigte ein.

Der Oberst verabschiedete sich von seinem Sohne und auf die Frage des letztern, warum er sie nicht nach Offenburg begleite, entschuldigte er sich unter dem Vorwand, daß ihn noch Geschäfte in Frankreich zurückhalten.

Doch lag darin nicht der wahre Grund; aber er mochte Heinrich sein gefaßtes Vorhaben nicht mittheilen, aus Furcht, sein Werk könnte ohne Erfolg bleiben. Müller vertraute er indes seine Absicht, ihm das strengste Geheimniß anbefahlend. Des Obersten Beginnen im Stillen bewundernd, versprach er dieses.

Nach dem Abschied von seinem Vater reiste Heinrich, mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens, in Begleitung Müller's, auf der Straße nach Deutschland ab.

Wir lassen den Oberst Framberg sich in Ausführung seines edlen Vorhabens nach Paris begeben und machen uns mit unsern beiden Reisenden auf den Weg, damit wir sehen, wie Müller es anstellte, Heinrich von dem ihn verzehrenden Kummer zu heilen.

Unser Husar und sein Zögling reisten zu Pferde:

„Dies ist die beste Art, Zerstreuung zu finden, sprach er; sehen Sie einmal, werfen Sie einen Blick auf diese herrliche, sich nun vor unsern Augen ausbreitende Landschaft!... sehen Sie die ungeheuern Einöden des Schwarzwaldes, der sich fernhin über Freudenstadt erstreckt; hier das hübsche Städtchen Offenburg, das wir hinter uns lassen, um uns in diese grünen Wiesenthäler zu vertiefen! sehen Sie die Vögel, welche die Wiederkehr des Frühlings singen! die Landleute, welche sich wieder an ihre Feldarbeiten machen!... Das Alles erhebt das Gemüth und stattet mich mit einer Beredtsamkeit aus, deren ich mich nie fähig gehalten hätte!...“ Heinrich lächelte, und Müller, erfreut, daß er denselben für einen Augenblick seinem düstern Sinnen entrissen hatte, spann seine Rede über die Schönheiten der Natur weiter aus.

Während Heinrich diesen Vorstellungen lauschte, gewahrte er, daß sie, ohne darauf Acht zu haben, auf die Straße nach Schloß Framberg geriethen. Er hütete sich wohl, es seinem Begleiter bemerklich zu machen; doch nicht lange, so nahm dieser es ebenfalls wahr. „Ho! ho! rief er, plötzlich sein Pferd anhaltend, ich sehe, daß ich Sie mit meinen Reden nicht den rechten Weg führe! Donnerwetter! Wir müssen wieder umkehren... — Warum denn, lieber Müller? — Weil meine Absicht nicht ist, Sie nach dem Schloß meines Obersten zu geleiten. — Ach, Müller! es wiederzusehen hätte mir indeß große Freude gemacht! — Möglich, mein Herr;

später, jetzt kann's nicht sein. — Und Du willst mich von meinem Kummer zerstreuen! Glaubst Du denn, es gebe angenehmere Zerstreungen als das Vergnügen des Wiedersehens der geliebten Stätte, wo ich meine Kindheit verlebte!... der Stätte, wo Du mich lehrtest, ein Mann zu werden!... der Stätte endlich, die ich seit zwei Jahren nicht mehr gesehen!...“

Durch die Worte seines Heinrichs erweicht, wußte Müller nicht, wie er ihm das mit so vieler Herzlichkeit Verlangte abschlagen sollte. „Aber zum Teufel! mein Herr! sagte er endlich mit barschem, strengem Tone, um Heinrich zu imponiren, wissen Sie nicht, daß Ihre Schwester jetzt auf dem Schlosse ist, und daß es Thorheit wäre, wenn Sie dieselbe sehen wollten? — Ei! so glaubst Du denn, Müller, das sei meine Absicht?... Nein, nur dem Schlosse nahe sein will ich, die Gegend durchstreifen, jenen Park, jene Gärten, die Zeugen meiner ersten Freuden, wiedersehen und mich dann entfernen, um in einer glücklichern Zeit wiederzukehren...“

„Aber Sie könnten Ihrer Schwester begegnen... — Nein, mein Freund; der Zufall müßte sie mir denn gerade in den Weg führen, und das ist nicht wahrscheinlich... Ich will ihr ausweichen, sag' ich Dir, zudem bleibst Du bei mir. — Wohlan, Sie wollen es... ich willige ein... Aber, beim Teufel! ich sage Ihnen, so wie sich ein Weib uns nähert, führe ich Sie mit verhängtem Zügel davon...“

— Ich thue, was Du begehrt. — Wahrhaftig, ich bin zu gefällig... Doch die Nacht rückt heran; Sie werden zugeben, daß jetzt nicht Zeit zum Besuche des Parks und der Gartenanlagen ist, besonders da wir noch bei zwei Stunden zum Schloß haben. — Nun gut, Müller, so wollen wir die Nacht in der Umgegend zubringen... sieh, in diesem Pachtthof da unten; man wird uns sicherlich ein Nachtlager nicht verweigern, und morgen früh, so wie der Tag graut, machen wir uns auf den Weg nach dem Schloß... — Wohlan, es sei, laß uns im Pachtthof übernachten."

Unsere Reisenden ritten darauf zu, und Müller glaubte das Haus zu erkennen, wo ihm, als er einst bei Nacht seinen Zögling suchte, ein so spaßhaftes Abenteuer begegnet war; er beschloß, sich zu überzeugen, ob seine Vermuthungen gegründet seien.

Die Nacht war noch nicht lange hereingebrochen; die Thüre des Gehöftes stand offen; Müller trat zuerst ein. Jeder Gegenstand, auf den seine Blicke fielen, bestätigte seine Vermuthung; bald trafen sie den Pächter im Stalle beschäftigt; so wie er sie aber erblickte, verließ er sein Geschäft und kam ihnen unter tiefen Bücklingen entgegen.

„Was wünschen die Herren? — Ein Nachtlager, mein Freund, wenn's möglich ist, sagte Heinrich zum Pächter. — Ihr sehet hier, nahm Müller, näher tretend, das Wort, den Sohn des Grafen von Framberg, Burgherrn des Schlosses

gleichen Namens, und den Feldwebel Müller, früher unter den kaiserlichen Husaren dienend und jetzt Hofmeister des Grafen..." Der Pächter machte große Augen bei Anhörung aller dieser Titel, wiewohl er nicht viel davon verstand; mit großem Gelärme rief er seine Knechte herbei, damit man Alles für die Herren in Stand setze.

„Holla, he! Großhans!... Peter! herbei! wo steckt ihr denn, ihr Schlingel!“ Großhans kam sogleich. „Wo ist denn Peter? — Wahrlich, Herr! das weiß ich nicht!... Vielleicht hilft er der Frau!“ Müller erinnerte sich wirklich, daß Peter der mit den außerordentlichen Arbeiten beauftragte Knecht sei und aus den Reden des Großhans, daß die Hausfrau noch ihren alten Gewohnheiten nachhänge.

Indeß kamen auf des Pächters Geschrei Frau Catharine und Peter von verschiedenen Seiten und beide roth wie gesottene Krebse herbei. „Vorwärts, liebes Weib, rühre Dich und bereite diesen Herren ein gutes Nachtessen, während Peter die Betten rüstet.“ Die Pächterin war behend und hatte bald ihr Nachtessen aufgetragen. Neugierig betrachtete Müller Diejenige genauer, deren Bekanntschaft er nur im Finstern gemacht; mit Vergnügen sah er, daß sie wohl ihr Verdienst habe und, obgleich nicht mehr so jung wie Hannchen, doch noch einen Gang auf den Heuboden werth sei.

Catharine führte die Reisenden in die Wohnstube, und während sie den Tisch deckte und das

Essen aufstrug, bemerkte sie Müller's verstohlene Blicke wohl. Ein Husar von fünfzig Jahren kommt einem Baurenknecht von zwanzig nicht gleich; hat man aber den Baurenknecht alle Tage bei der Hand, so versucht man's gerne einmal im Vorbeigehen mit dem Husaren, ohne Nachtheil für das Alltägliche.

Heinrich, der nur in der Hoffnung des andern Tags lebte, aß wenig und zog sich in seine Schlafkammer zurück, um sich bald der Ruhe zu überlassen; aber Müller, begierig zu sehen, was das werden sollte, blieb am Tische und forderte den Pächter auf, Eins mit ihm zu trinken und einen Augenblick zu plaudern.

Müller war, wie man weiß, kein übler Zecher. Der Pächter wollte es ihm gleichthun und bald ward das Gespräch hitziger. „Wißt Ihr, Herr Husar, daß Euer Titel als Feldwebel des Grafen von Framberg mich an eine vor drei Jahren vorgefallene Begebenheit erinnert... Sag' einmal, Weib, denkst Du noch an den Schurken, der sich auch für einen Husaren ausgeben wollte?... — Ach! ja, ja! ich erinnere mich, antwortete die Pächterin lächelnd... — Was ist denn das für eine Begebenheit? fragt Müller seinen Wirth. — Ja, mein Seel'! das will ich Euch erzählen... Stellt Euch vor, da kommt mitten in der Nacht ein Dieb und klopft an unsere Thüre. Mein Weib lag im Bett, meine Knechte schliefen, nur ich war noch in dieser Stube an meiner Tagesrechnung. Ich frage: wer klopft? Ja seht, da hat der Kerl

die Frechheit und antwortet mir, er sei Feldwebel und Böglina des Grafen von Framberg, kurz, er gab sich für das aus, was Ihr seid! — Wie? fragte die Pächterin ihren Mann, der Herr führt die nämlichen Titel wie der Dieb? — Ja, Catharine; schau, wie er log, der Lumpenhund!“

Die Pächterin ahnte das wahre Verhältniß, und ein leichter Stoß Müller's mit dem Fuße zeigte ihr, daß sie errathen hatte. Als der Bauer sah, wie sehr die Geschichte seinen Gast ergözte, gefiel er sich, sie mit allen Einzelheiten zu würzen. Müller hütete sich, ihn zu unterbrechen, und begnügte sich damit, ihm jeden Augenblick einzuschicken! und die Wirthin warf in der Voraussicht, wo das hinauswollte, ihrem Mann vor, daß er mäßiger als gewöhnlich sei und ihrem Gast mit seiner Zurückhaltung keine Ehre anthue.

Nun wollte der Pächter dem Husaren die Stange halten, konnte aber bald nicht mehr sehen, was um ihn her vorging; er schnarchte, daß man glauben durfte, er werde nicht so schnell wieder aufwachen. Müller benützte den günstigen Augenblick, Frau Catharinen einen militärischen Kuß zu geben, und ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Ehemanns seine Unternehmungen gehemmt hätte. Aber indem die Pächterin sich stellte, als wehre sie sich, entschlüpfte sie ohne Licht, aus Furcht, Peter möchte ihr begegnen, in ihr Schlafkammerlein und der Husar folgte ihr dahin, ohne daß sie um Hülfe rief.

Mit Tagesanbruch ging Müller von seiner Schönen und setzte sich neben den immer noch schnarchenden Pächter. Nicht lange, so schloß die Müdigkeit auch ihm die Augen und er leistete seinem Wirth Gesellschaft.

Heinrich, mit Ungeduld des Augenblicks harrend, wo er Schloß Gramberg wieder sehen sollte, stand mit der Morgenröthe auf. „Wo ist Müller? fragte er einen Knecht, den er im Hofe traf. — O, Herr! der schnarcht, was das Zeug hält!... neben unserm Meister. — Wie? er schläft noch? — Ja, Herr... Pok tausend! es scheint, sie haben gestern nicht übel zu Nacht getrunken. — Ich mag ihn nicht aufwecken. Sagt ihm, mein Freund, er solle im Schloß wieder mit mir zusammenkommen. — Ganz recht, mein Herr!“

Erfreut, daß ihm der Zufall erlaubte, nach seinen Wünschen und Eingebungen umherzustreifen, stieg er sogleich zu Pferde und schlug eiligst den Weg zum Schlosse ein. Je näher er den Orten kam, wo er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens genossen, um so freudiger wurden die Schläge seines Herzens; ein neues Gefühl drang sein Inneres; und sein Araber, der die Gefühle seines Herrn zu errathen schien, trabte langsamer vorwärts, damit er diesen Augenblick des Glücks länger genießen könne.

Beim Eingang in den Park band Heinrich sein Pferd an einen Baum und betrat den Schauplatz seiner ersten Freuden. Mit welcher Bonne sah er

nicht jedes Gebüsch, jeden Baumgang wieder, der ihm eine Zeit zurückrief, wo sein Glück darin bestand, die Beete zu verheeren und des Gärtners Seglinge auszureißen!... Wie süß sind die Erinnerungen an unsere Kindheit!... Aber warum führen sie eine geheime Melancholie mit sich?... Weil man weiß, daß jene schöne Zeit nimmer wiederkehrt.

An der Einbiegung in eine Allee stieß er auf den Gärtner. Der gute Mann erkannte seinen jungen Herrn und brach in ein Freudengeschrei aus. „Stille! sagte Heinrich zu ihm, ich will nicht, daß die Bewohner von meiner Ankunft unterrichtet werden. — Ah! das ist was Anders, gnädiger Herr; dann schweige ich. — Wo ist Dein Sohn? — Frank, gnädiger Herr! ist vermuthlich im Schlosse. — Gut, such' ihn auf und sage, daß ich ihn hier erwarte. — Ja, gnädiger Herr, ich gehe. — Aber sei verschwiegen gegen die übrige Dienerschaft!... — Seien Sie unbesorgt, verlassen Sie sich auf mich!“

Eilends geht der Gärtner an die Besorgung seines Auftrags und Heinrich sieht sehulichst Frank's Erscheinen entgegen. Er hat ihn so Vieles zu fragen, so Manches aus seinem Munde zu vernehmen! seine einzige Furcht ist, Müller möchte kommen und durch seine Gegenwart alle seine Pläne durchkreuzen; doch endlich sieht er Frank und fliegt ihm entgegen.

„Ach! da bist Du ja, lieber Frank!... wie

freut mich's, Dich wieder zu sehen! — Und mich auch, gnädiger Herr! ich gestehe, ich war nicht darauf gefaßt; aber das Verhängniß ist so seltsam! Seit unserer Trennung ist so Vieles geschehen! — Du hast Recht, Frank, und ich erwarte von Dir Erzählung alles Vorgefallenen. — Gerne, gnädiger Herr," sagte Frank mit einem Seufzer. Heinrich hörte diesen Seufzer und sah Frank's traurige, gezwungene Miene. „Großer Gott! rief er, was hast Du mir denn zu verkündigen? Sollte meiner Pauline... meiner Schwester etwas zugestoßen sein? — Es ist ihr gerade nichts zugestoßen, gnädiger Herr, und doch... — Nun! und doch... — In diesem Augenblick... — In diesem Augenblick... — Ist... ist... sie... — Sie... aber so sprich doch, Henker! Du läßt mich vor Ungeduld sterben. — Wahrlich, gnädiger Herr, ich wage nicht, Ihnen zu sagen... — Sprich, verhehle mir nichts; ich befehl' es Dir. — Nun wohl, gnädiger Herr! Fräulein Pauline ist sehr krank und in diesem Augenblick fürchtet man sogar für ihr Leben. — Großer Gott! rief Heinrich mit den Tönen der Verzweiflung; ha!... ich eile... ich fliege... — Halten Sie an, gnädiger Herr, sagte Frank, ihn an seinem Kleide zurückhaltend, wenn Sie sie nicht augenblicklich tödten wollen, denn in ihrem Zustande würde die Gemüthsbewegung über Ihre unverhoffte Gegenwart nicht verfehlen, sie ins Grab zu stürzen. — Ach, Frank! ich soll sie also nicht sehen? — Doch, gnädiger Herr, Sie sollen sie

sehen: aber erst wenn sie Ihre Gegenwart ertragen kann und ich sie auf Ihre Rückkunft vorbereitet habe. — Doch erzähle mir, warum ich sie in diesem Zustand wiederfinde. — Gerne, gnädiger Herr, das ist bald geschehen. — Als wir Straßburg verließen, legte Fräulein Pauline eine Festigkeit, eine Ergebung an den Tag, die mich selbst in Erstaunen setzte; denn ich dachte mir wohl, was sie in ihrem Innern leide; aber die Gegenwart und die Reden Müller's hatten ihr damals einen Muth gegeben, der nicht immer dauern konnte; unsere Reise war, wie Sie wohl glauben werden, sehr traurig. Umsonst suchte ich sie durch meine Unterhaltung zu zerstreuen; sie beobachtete das tiefste Schweigen. Wie wir indeß nahe bei Schloß Framberg waren, schien sie von einem neuen Gefühle bewegt; sie fragte mich, ob Sie da geboren wären, ob das Schloß viele Bewohner habe, und ob sich der Herr Oberst in demselben befinde. Als sie wußte, daß er nicht hier sei, schien sie gefaßter und trat mit ziemlich ruhiger Miene in das Schloß. Müller's Befehlen zufolge ließ ich ihr eines der angenehmsten Gemächer anweisen: ich führte sie in den Park, in die Gärten; kurz, ich zeigte ihr alle Schönheiten des Schlosses. Sie dankte mir für das, was sie meine Gefälligkeit nannte, mit jenem sanften Lächeln, das Sie an ihr kennen; aber alle diese Aufmerksamkeiten konnten nicht verhindern, daß sie den Tag nach ihrer Ankunft in eine Krankheit verfiel. Von da an ging es täglich schlimmer

und besonders seit gestern liegt sie in erschreckendem Fieberwahnsinn. — Im Fieberwahnsinn!... Großer Gott!... gib mir die Kraft, so viele Leiden zu ertragen! Aber sage mir, Frank, spricht sie dabei einige Worte aus? — Poß Element! das glaub' ich wohl!... Bald ruft sie laut nach Ihnen, indem sie Sie ihren Gatten oder auch ihren Bruder nennt; bald ist ihr Vater der Gegenstand ihrer Besorgnisse und ihrer Wünsche; aber am häufigsten sind Sie es, gnädiger Herr, nach dem sie inbrünstig verlangt, und auf eine so wehmüthige Weise, daß Einem ganz schwer ums Herz wird."

Durch Frank's Erzählung niedergebeugt, bleibt Heinrich einen Augenblick unfähig, nur ein Wort hervorzubringen; aber nach einer Weile steht er hastig von seiner Rasenbank auf und läuft aus vollen Kräften auf das Schloß zu. „Ums Himmelswillen halten Sie an! rief Frank, indem er ihm nacheilte und ihn am Kleide zurückhielt. — Laß mich, Frank, laß mich, sag' ich Dir, ich muß sie sehen, ich will's. — Ha, tausend Donnerwetter! Sie werden sie nicht sehen," rief eine rauhe Stimme, die Heinrich veranlaßte, sich umzuwenden; er erblickte Müller, der ihm den Weg versperrte und nicht in nachgiebiger Laune zu sein schien.

Sechstes Kapitel.

Die Liebe führt nicht immer zum Guten.

Beim Erwachen war der Pächter gar nicht verwundert, daß er Müller an seiner Seite eingeschlafen sah, als aber dieser die Augen aufschlug und vernahm, Heinrich sei schon fort, da fluchte er verb vor sich hin, daß in seinem Alter ihn die Weiber noch dumme Streiche begehen und seine Pflicht vergessen ließen; dann schickte er sich an, seinem Zögling auf den Fersen zu folgen.

„Wahrlich! sagte der Pächter, es ist nicht zu verwundern, daß Ihr so lange geschlafen habt; gestern Abend haben wir Alles sauber ausgetrunken. — Wahr, antwortete Müller; aber Ihr habt auch einen Wein, der teufelmäßig in den Kopf steigt.“ Die Pächterin kam herab, und Müller beeilte sich, aufs Pferd zu steigen, aus Furcht, ihr Anblick möchte ihm wieder den Teufel in den Leib jagen. Der Ehemann lud ihn ein, öfters mit ihm zu schmausen und zu trinken, und die Pächterin vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes.

Kurz nach Heinrich langte Müller im Bereich des Schlosses an und wollte denselben bereits in der Gegend auffuchen, als er ihn auf sich zukommen sah. Wie er seine letzten Worte hörte, wußte er schon, um was es sich handle, ohne indeß die Ursache seiner Verzweiflung zu kennen.

„Wohin wollen Sie, mein Herr? fragte er,

Heinrich aufhaltend. — Ins Schloß, Müller! —
 Weßhalb? — Sie zu sehen. — Sie werden nicht
 hingehen, sage ich. — Ach, mein Freund, sie liegt
 in den letzten Zügen! — In den letzten Zügen?
 das ist etwas stark. Ist's wahr, Frank? — Ja,
 Herr Müller, die reine Wahrheit. — Ich will
 mich selbst davon überzeugen; es ist aber unnöthig,
 daß Sie mitgehen. Ist's, wie Sie mir sagen, so
 können Sie das Fräulein nicht ins Leben zurück-
 rufen: ist sie im Gegentheil weniger übel auf, so
 wird Ihr Anblick ihren Schmerz erneuern, ohne
 demselben Linderung zu schaffen. — Ach, Müller!
 laß mich mit Dir gehen! — Sie vergessen, Herr,
 daß es sich um Ihre Schwester handelt und Ihr
 Benehmen nicht so ist, wie es sein sollte! — All
 Deiner Vorstellungen und Widersprüche ungeachtet,
 werde ich mich von diesem Schlosse nicht eher ent-
 fernen, bis ich über ihr Schicksal Gewißheit habe.
 — Hum! sprach Müller bei sich selbst, diese Liebe
 muß ich um jeden Preis mit der Wurzel ausrotten.
 Gehen Sie, erwarten Sie mich bei dem Gärtner
 am Ende des Parks, sagte er dann zu Heinrich;
 ich werde Sie dort treffen und Ihnen mittheilen,
 was Sie durchaus wissen wollen."

Heinrich wagte keinen Widerstand und ließ sich
 von Frank zum Häuschen seines Vaters führen,
 das am entgegengesetzten äußersten Ende der Garten-
 anlagen, in ziemlicher Entfernung vom Schlosse,
 lag. Müller blickte Heinrich nach, die Schwäche
 bereuend, womit er denselben nach Schloß Framberg

gelassen hatte, und auf ein Mittel sinnend, wie er ihn wieder wegbringen konnte.

Mit unbeschreiblicher Angst harrte Heinrich der Rückkunft Müller's; doch Stunden verfloßen, der Husar kam nicht. Als Heinrich die Nacht hereinbrechen sah, konnte er seiner Unruhe nicht mehr gebieten; er schickte Frank nach dem Schlosse, um die Ursache dieser Verzögerung zu erfahren.

Raum war dieser fort, als er Jemand auf das Häuschen zukommen sah. Trotz der Dunkelheit glaubte er Müller'n zu erkennen und flog ihm entgegen. Er täuschte sich nicht. „Nun, Müller, redete Heinrich ihn an, was hast Du denn so lange im Schlosse gethan? — Nichts! antwortete dieser mit düsterer Stimme, wobei er seinen Gang gegen das Gärtnerhaus nicht unterbrach. — Ums Himmelswillen unterrichte mich von Allem! In welchem Zustande hast Du Pauline gelassen? — Sie hat nichts mehr zu fürchten. — Was willst Du damit sagen? Sprich! Dein Schweigen macht mich starr vor Entsetzen! — Sie wollen es... Nun denn! so waffnen Sie sich mit Muth, Ihre Schwester, Ihre Schwester... ist nicht mehr!“

Heinrich hörte nicht weiter: leblos fiel er zu Boden. „Nun, die Krisis ist stark, sprach Müller; doch um so baldier wird sie vorüber sein!“ Er versuchte, Heinrich ins Leben zurückzurufen; mit Hülfe des auf sein Schreien herbeigelaufenen Gärtners trug er ihn in das Häuschen des letztern und brachte ihn zu Bette. Hier schlug der junge Mann

die Augen nur auf, um in einen noch beunruhigenderen Zustand zu verfallen: ein hitziges Fieber hatte sich seiner Sinne bemächtigt; grauenvoller Wahnsinn war an die Stelle der Vernunft getreten, er sah und erkannte Niemand mehr. Ueber Heinrichs Zustand erschreckt, zerschlug sich Müller den Kopf, raufte sich die Haare aus und schien nur sich allein die Schuld von seines Züglings Leiden beizumessen.

Fünf Tage lang blieb unser Held in solchem Zustande, und Müller brachte diese ganze Zeit an seinem Bette zu. Endlich rief ihn die Natur, welche stärker war als die Krankheit, wieder ins Leben zurück, und am sechsten Tage erlangte er seine Vernunft und mit ihr etwas Ruhe wieder.

„Ach!... nun ist die Krisis vorbei!... sprach Müller, als er Heinrich etwas ruhiger sah. Meiner Treu! sie war hart, und wären Sie unterlegen, so wäre mir nichts übrig geblieben, als den Fröschen im Schloßgraben Gesellschaft zu leisten! Aber Sie genesen wieder, und ich fühle mich um einen Sechszunddreißigpfünder leichter, den ich da auf der Brust liegen hatte. — Armer Müller, sprach Heinrich lächelnd, wie vielen Kummer verursache ich Dir!... — Erlangen Sie Gesundheit und Muth wieder, und ich bin für meine Sorgen hinlänglich belohnt.“ Heinrich versprach Alles und Müller küßte ihn, vor Freude weinend.

Erst nach vierzehn Tagen konnte Heinrich das Bett verlassen. Müller verlor seinen Zögling nicht

aus den Augen; allein dieser fragte zuweilen, wo Frank sei und warum er ihn nicht bei sich sehe. Ich habe Frank aufgetragen, uns einen guten Wagen anzuschaffen, damit wir reisen können, sobald Sie so weit hergestellt sind: darum sehen Sie ihn nicht hier. Sind Sie etwa mit meiner Pflege nicht zufrieden, daß Sie nach Ihrem Diener fragen? — Wie ungerecht Du bist, lieber Müller! Wenn ich nach Frank frage, geschieht es nur, damit Du ebenfalls der Dir so sehr nöthigen Ruhe pflegen könntest. — Seien Sie unbesorgt; meine Ruhe ist Ihre Gesundheit, und wenn Sie sich wohl befinden, bin ich nicht mehr krank. — Guter Müller!...“

Wie Heinrich im Stande war, ein wenig auszugehen, führte ihn Müller durch eine kleine Pforte, nur einige Schritte vom Gärtnerhause entfernt, ins Freie. „Warum verlassen wir den Umfang des Schlosses? fragte Heinrich. — Weil ein Blick ins Freie Sie mehr zerstreuen wird als ein Park, den Sie hundertmal nach allen Richtungen durchstreift haben. — Aber, Müller, ich hätte ihn so gerne wieder gesehen!... — Nein, mein Herr, das würde Sie angreifen und Sie werden nicht gehen!“ Heinrich wagte keinen Widerspruch; doch fühlte er im tiefsten Herzensgrunde ein sehnliches Verlangen, die Orte wiederzusehen, die er aufs Neue und vielleicht für lange Zeit verlassen sollte.

Als Müller glaubte, Heinrich sei stark genug zur Reise, zeigte er ihm an, daß sie in zwei Tagen

sich auf den Weg begeben würden. „Frank ist also zurück? — Ja, und der Reisewagen wird uns vor der kleinen Pforte hier neben, welche auf die Hauptstraße führt, erwarten. — Wie? wir nehmen den Weg nicht durch das Schloß? — Sie sehen, es ist unnöthig.“ Heinrich wagte keine weiteren Einwendungen; aber er nahm sich vor, gewiß nicht abzureisen, ohne das Asyl seiner Kindheit ein letztes Mal gesehen zu haben.

Am Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tag forderte Müller, der vor Müdigkeit niedergedrückt war, Heinrich auf, sich bald niederzulegen, damit er am andern Morgen früher auf den Beinen sei. Heinrich, mit seinem Plane bereits fertig, stellte sich, als komme er Müller's Begehren nach. Unser Husar ging zu Bett und lag bald im tiefsten Schläfe. Als Heinrich gewiß war, daß er nicht mehr an ihn denke, stand er vorsichtig auf, trat leise aus der Hütte und schlug den Weg nach dem Schlosse ein.

Der Abend war prächtig, herrlicher Mondschein verbreitete über die ganze Natur einen bläulichen Schimmer, und wenn das Auge auf einem Busch oder Strauche ruhte, glaubte es, einen unbeweglichen Schatten, eine seltsame Gestalt zu erkennen. Tausend Gegenstände bieten sich dann unserm Blicke dar, verwirren unsere Einbildungskraft und doch danken sie ihr Entstehen nur dem Widerschein des Nachtgestirns. Unsichern Tritts wandelte Heinrich weiter; in seinem durch die Krankheit geschwächten

Gehirn spukten tausend Gestalten, es erschuf sich tausend Visionen; bei jedem Gegenstand, der ihm aufstieß, pochte sein Herz gewaltig; eine geheime Ahnung schien ihm anzudeuten, daß etwas Außerordentliches sich ihm zeigen werde.

Endlich gelangte er in den dem Schlosse näher liegenden Theil der Gartenanlagen. Seiner Bewegung nicht mehr Herr, tritt er in eine Laube, sich einen Augenblick zu setzen... aber hier fällt ihm etwas in die Augen: auf der Bank, die er sich auserkor, bemerkt er eine weiße Schatten-gestalt, welche regungslos ist und seine Gegenwart nicht zu gewahren scheint. Heinrich fühlt sich einer Ohnmacht nahe und ist genöthigt, sich an einen Baum zu lehnen; er sucht seine Schwäche zu überwinden... aber der Schatten erhebt sich und kommt langsam auf ihn zu; ein Strahl des Mondes beleuchtet sein Gesicht; er erkennt es. „Schatten meiner Pauline!... rief er, auf die Kniee sinkend, hast Du den himmlischen Aufenthalt verlassen, um Denjenigen heimzusuchen, der nicht mehr glücklich sein kann auf einer Erde, die Du nicht mehr mit ihm bewohnst?..."

„Heinrich!... sprach eine schwache Stimme, und Pauline (denn sie war es) fiel bewußtlos vor ihrem Geliebten nieder. — Großer Gott!... rief Heinrich, ist's keine Täuschung?... Doch nein, sie ist es wirklich... meine Pauline!... Gerührt von meiner Verzweiflung hat der Himmel mir sie zurückgegeben, um mich nicht mehr von ihr zu trennen.“

Schnell springt er seiner Geliebten bei; Pauline schlägt die Augen wieder auf, erkennt Heinrich, lächelt ihm zärtlich zu und liegt Demjenigen in den Armen, von dem sie sich für immer getrennt wähnte: Heinrich drückt sie in höchster Freude an sein Herz, bedeckt sie mit Küssen, und sie, weit entfernt, ihn zurückzustossen, gibt sich seiner Zärtlichkeit gänzlich hin und beide vergessen die Bande, die sie umschlingen, um nur noch an die Liebe zu denken, welche sie von der rechten Bahn ablenkt und in den Abgrund zieht, den zu vermeiden sie nicht stark genug waren.

Die Reue folgte dem Vergehen auf dem Fuße nach; aber dieses Vergehen war keins von denen, welche ein Liebhaber durch neue Liebkosungen vergessen macht!... Entsetzt über die Größe seines Verbrechens, wagt Heinrich nicht mehr, die Augen zu seinem Opfer aufzuschlagen. Pauline weint, schluchzt und bleibt bewusstlos auf dem Rasen, dem Zeugen ihrer Schuld, liegen. Und er, der sie in diesen Zustand gebracht, denkt nicht daran, ihr Hülfe zu leisten; eilfertig flieht er die unheilvolle Laube, vertieft sich in den Park, gewinnt das Weite und verschwindet, ehe die Sonne seine Frevelthat bescheint.

Arme Pauline! wer aber wird jetzt Deine Thränen trocknen... Deiner Verzweiflung Einhalt thun?... Der verläßt Dich, der allein Deine Leiden lindern konnte! er verläßt Dich mit dem Schwure, nie Dich wiederzusehen!... Doch der

Himmel wird sich Deiner erbarmen; ... wird Dir einen Freund, einen Tröster schicken, in dem Augenblick, wo Du gegen die Vorsehung und die Härte Deines Geschickes murrst.

Vor Allem möchte es gut sein, dem Leser zu erklären, wie Pauline, die für todt galt, mit Heinrich in der Laube zusammentraf.

Wir haben gesehen, wie ärgerlich Müller war, daß sich Heinrich während der Krankheit seiner Schwester nicht vom Schloß entfernen wollte. Der gute Husar sah wohl ein, daß der junge Mann im Innersten seines Herzens stets eine Liebe bewahren werde, welche das Unglück seines übrigen Lebens ausmachen müßte, darum beschloß er, sie durch irgend ein gewaltsames Mittel zu ersticken. Wie er von Paulinens Krankheit hörte, stieg sogleich der Gedanke in ihm auf, sie für todt auszugeben. Deshalb begab er sich zu der jungen Kranken, sich von ihrem Befinden selbst zu überzeugen; er fand sie sehr übel auf und meinte, was er als eine Lüge erfonnen, könne wohl zur Wahrheit werden. Nichtsdestoweniger wollte er den Lauf der Begebenheiten nicht abwarten und noch denselben Abend kam er wieder zu Heinrich. Wir wissen, wie er sein Vorhaben ausführte. Obgleich er sich aber auf Ausbrüche des Schmerzes gefaßt machte, glaubte er doch nicht, daß seine List eine so heftige Wirkung hervorbringen werde; und als er seinen geliebten Heinrich am Rand des Grabes sah, da gereute ihn das Mittel, das er angewendet, ihn

von seiner Liebe zu heilen. Endlich erlangte Heinrich die Gesundheit wieder und Müller athmete neu auf. Während dessen Krankheit hatte er durch Frank erfahren, daß Pauline beinahe völlig hergestellt sei; da aber die Krisis vorüber war, wollte er Heinrich nichts davon mittheilen, sondern ihn in einem Irrthum belassen, der ihm die Ruhe wieder geben sollte. Darum trug er Sorge, Frank von seinem Herrn entfernt zu halten und diesen am Spazierengehen im Schlosse zu verhindern.

Müller's Plan war gut ausgedacht, aber das Verhängniß ließ dessen Vollführung nicht zu. Pauline, welche seit einigen Tagen in dem Garten die frische Luft genoß, hatte sich, durch die Schönheit des Abends angezogen, unter eine schattige Laube gesetzt und über ihrem Sinnen vergessen, daß die Stunde des Schlafengehens längst vorüber sei. Wir haben gesehen, wie der Teufel es anfang, daß er die beiden Liebenden zusammenbrachte und so in einem Nu alle Plane unsers Husaren über den Haufen warf.

Aber Müller konnte nicht immerwährend schlafen; der Gedanke an die vorgehabte Reise weckt ihn mit Anbruch des Tages auf; er springt aus dem Bett, kleidet sich an und eilt zu Heinrichs Schlafstätte, um zu hören, ob er eine gute Nacht gehabt. Wie groß ist sein Erstaunen, seine Unruhe... als er denselben nicht mehr in der Hütte sieht!... „Ho, ho! sprach er, mein junger Mensch hat abermals seine Streiche gemacht! Wir wollen keine

Zeit verlieren und schnell hinter ihm her sein!...“ Und damit ist Müller bereits im Park, den er nach allen Richtungen durchstreift; endlich führt ihn der Zufall in das unheilvolle Bosket; er glaubt von Ferne etwas zu unterscheiden; näher getreten, sieht er Pauline leblos am Boden liegen.

Unser Husar gibt sich nicht lange Vermuthungen hin. „Der Teufel mischt sich ins Spiel, sagte er, sie haben einander gesehen, gesprochen und es ging hitzig her, wie es scheint. Wo ist denn aber mein Zögling?“ Müller lud Pauline auf seine Schultern und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Dort lag man noch in tiefem Schlafe; aber auf sein Gepolter und Geschrei ist bald Alles auf den Beinen; die Diener springen im Hemde herbei, um zu erfahren, was es gibt: „Vorwärts, meine Freunde, Bomben und Granaten! Ihr müßt Alle die Umgegend durchstreifen, und zwar auf der Stelle. Euer junger Herr hat den Teufel im Leib; ich sehe wohl, es ist unnöthig, daß ich's euch länger verhehle; macht euch hinter ihm her, Jeder setze sich in Marsch, und man muß ihn zurückbringen, wäre er auch am Ende der Welt. Ich selbst werde euch bald folgen.“ Bei diesen Worten schiebt sie Müller fort ins Freie! Einige wollten sich widerspenstig zeigen und machen die Bemerkung, daß sie doch nicht im Hemde fortgehen können; Müller aber wirft sie zur Thüre hinaus, indem er ihnen einen Tritt vor den St. . . . gibt, welchem Argumente Keiner widersteht.

Nachdem Müller seine Gesandten ausgeschiedt hatte, kehrte er eiligst zu Pauline zurück und leistete ihr alle Hülfe, welche ihre Lage erheischte. Nach vielen Bemühungen von seiner Seite, schlug sie endlich die Augen wieder auf. Der Name Heinrich war ihr erstes Wort; alsdann erblickte sie zu ihrer Verwunderung unsern Husaren an ihrer Seite. „Ja, ich sehe wohl, Sie sind erstaunt über meine Gegenwart, sprach dieser, und ich kann Sie ebenfalls versichern, ich wäre lieber hundert Meilen von Ihnen weg!... Ja, wahrhaftig!... Frank hatte wohl Recht, als er von einem Verhängniß sprach!...“

Pauline begriff nicht viel von dieser Rede; doch Müller erklärte ihr, was das heißen wolle und auf welche Art er sie im Bosket gefunden habe. „Und was ist aus Heinrich geworden? fragte Pauline. — Er wird meine Vorwürfe gefürchtet haben und hat sich daher aus dem Staube gemacht!... doch sollte er wissen, daß ich trotz meiner strengen Miene kein Felsenherz habe!...“ Aber Müller machte sich noch keine Vorstellung von der Größe des Vergehens.

Er versuchte noch, Pauline zu trösten, und verließ ihr Gemach, um dem Flüchtigen nachzuspüren. Als Pauline allein war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf; sie fürchtete und wünschte zu gleicher Zeit, es möchte Müller gelingen, Heinrich wieder zurückzuführen; zuweilen machten Vernunft und Pflicht sie vor seiner Wiederkunft erbeben; allein

die Liebe, stärker als alle Vernunftgründe, gewann stets wieder die Oberhand und trug am Ende den Sieg davon.

Indeß waren Müller und sämtliche Diener im Schlosse zurück, ohne irgend eine Spur von Heinrich aufgefunden zu haben. Den folgenden Tag dieselben Nachforschungen, ohne bessern Erfolg. Tage und Wochen vergingen, aber Heinrich erschien nicht wieder! Müller ließ den Muth nicht sinken und war öfters acht Tage abwesend, in der Hoffnung, glücklicher zu sein; nach zwei Monaten ging ihm die Geduld aus und er wünschte Denjenigen laut zum Teufel, welchen wiederzufinden er im Grunde seines Herzens so sehnliches Verlangen trug.

„Warum aber eigentlich diese Flucht? sagte Müller, als er sich einst mit Pauline allein befand; ich hatte ihm zwar verboten, Sie zu sehen, nicht aber ein Narr zu werden.“

Pauline schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Wie Müller sah, daß seine Fragen ihren Kummer nur vermehrten, sprach er von etwas Anderem und bemühte sich, sie zu zerstreuen. Das arme Kind schien in der That der Zerstreung sehr zu bedürfen. Es war nicht mehr dieselbe Pauline, wie ein Jahr früher, so frisch und lieblich, aus deren Augen Freude und Gesundheit leuchtete! Ihre Thränen hatten deren Glanz gebrochen, ihr bleiches, welches Gesicht verrieth die

Leiden ihrer Seele, und Alles in ihr verkündigte ein Opfer der Liebe!

Je mehr die Zeit verfloß, um so größer schien Paulinens Kummer zu werden. Ganze Tage schloß sie sich in ihr Gemach ein oder weinte sie in einer einsamen Laube. Müller dachte, es sei der Gram über Heinrichs Flucht. Unser guter Husar war nicht viel heiterer als sie und sehr wenig geeignet, sie zu trösten.

Eines Abends war er aus dem Schlosse gegangen, um die frische Landluft zu genießen, als er von Ferne ein Frauenzimmer wahrte, deren eilfertiger Gang irgend ein besonderes Vorhaben verkündete. „Ho! ho! dachte Müller, wer ist diese Frau?“ Die Dunkelheit hinderte ihn, sie zu erkennen; doch beschloß er, zu Befriedigung seiner Neugierde, ihr zu folgen. Flüchtigen Fußes schritt die Unbekannte durch ein kleines Gehölz, welches zu einem in geringer Entfernung vom Dorfe befindlichen Teiche führte; sie nahm die ungangbarsten Pfade, schien sich zu fürchten, daß man sie sähe, und stand von Zeit zu Zeit still, wie um zu lauschen, ob man ihr nicht nachschleiche. Dann versteckte sich Müller hinter einen Baum, hielt den Athem und machte nicht die geringste Bewegung. So gelangten beide zum Ufer. Auf einer kleinen Anhöhe, welche den Teich beherrschte, hielt die Unbekannte inne und ließ sich auf die Kniee nieder. Müller seinerseits blieb gleichfalls stehen: ein unbestimmtes Grausen hatte sich seiner Sinne bemächtigt. Bald

ließ eine jammervolle Stimme folgende Worte erschallen: „O, mein Gott! vergib mir die Handlung, die ich zu vollführen im Begriff stehe! Hab Erbarmen mit meiner Verzweiflung, drücke Den nicht mit Deinem ganzen Zorne nieder, der mein Verbrechen theilte, und für den ich ein Dasein zum Opfer bringe, das ich nicht mehr zu ertragen vermag!“

Weiter hörte Müller nicht. Da er die Stimme kannte, lief er auf Die zu, die er retten wollte, aber es war nicht mehr Zeit. Pauline, denn diese war's, hatte sich ins Wasser gestürzt.

Unser Husar wirft, ohne einen Augenblick zu verlieren, Mütze, Wamms und was ihm hätte hinderlich sein können, bei Seite, springt der Unglücklichen nach, erreicht sie schwimmend, faßt sie mit kräftiger Faust, bringt sie ans Ufer und dankt dem Himmel für seinen Beistand in diesem Unternehmen.

Er hatte Pauline auf den Boden niedergelegt, aber sie war leblos und ihr Zustand erheischte schleunige Hülfe. Wie sollte er's indeß machen? Es war spät, alle Dorfbewohner lagen in der Ruhe. Nur ein Ausweg blieb übrig, nämlich ins Schloß zurückzukehren; sie waren weit von demselben entfernt, und der gute Husar fühlte sich durch alle auf ihn eingedrungenen Stöße erschöpft; aber der Wunsch, eine gute Handlung zu vollbringen, gab ihm seine Kräfte wieder: er lud Pauline auf die Schultern und schlug mit dieser kostbaren Last muthvoll den Weg nach dem Schlosse ein.

Nach einer Stunde mühseligen Marsches sah Müller endlich das Ziel seiner Wanderungen vor sich. Jedermann war schon zu Bette; allein er hatte immer den Schlüssel zur kleinen Pforte des Parks: hier legte er Pauline auf die Erde und schloß das Pfortchen auf. Wie er das Mädchen wieder aufnahm, fühlte er, daß ihr Herz schlug und sie leicht athmete. „Gottlob, sprach er, sie ist nicht todt und ich bin für meine Mühe belohnt.“ Die Erschütterung des Marsches hatte ihre Sinne wirklich aufs Neue belebt, und als Müller sie auf ihr Bett niederlegte, schlug sie die Augen wieder auf, ohne daß er fremder Hülfe bedurfte.

„Wo bin ich? sagte sie, ihre Blicke, worin sich Verwunderung und Schmerz malten, umherwerfend. — An einem Orte, den Sie künftig nicht mehr ohne meine Erlaubniß verlassen werden, entgegnete Müller mit strengem Tone. — Wie! Ihr seid's, Müller? wie kommt es? — Wie es kommt... ich ging Ihnen nach, Fräulein, und der Himmel gab zu, daß ich noch zeitlich anlangte, um Ihre Missethat zu verhindern! Wollen Sie mir aber gleichfalls sagen, wie es kommt, daß Sie in solch übermäßigen Wahnsinn verfallen? Welche Trostlosigkeit wirkte denn auf Sie ein? Was verwirrte Ihren Verstand?... Sie schweigen?... Sprechen Sie, mein Fräulein, nicht durch Schweigen wäscht man sich von solch einem Verbrechen rein; ja von einem Verbrechen, ich wiederhole es; und was auch der Beweggrund sein möge, es ist immer ein

Verbrechen, wenn man sich das Leben nimmt; ich achte die Unglücklichen, welche ihre Leiden muthvoll ertragen, aber ich verachte die, welche sich durch eine Feigheit von denselben befreien.“

Aufmerksam hörte Pauline Müller'n zu, seine energische Rede brachte die erwartete Wirkung auf sie hervor: dieselbe erweichte ihr Gemüth und die Unglückliche vergoß einen Strom von Thränen. Sobald Müller sie weinen sah, wich seine Strenge und er näherte sich ihr, um sie zu trösten.

„Nun, ich verzeihe Ihnen, sprach er, sie bei der Hand fassend; aber unter einer Bedingung. — Unter welcher? — Daß Sie mir die Ursache Ihrer Verzweiflung sagen; denn eine solche muß doch da sein. — Ach! zwingt mich nicht, durch Erzählung meiner Schande vor Euch zu erröthen. — Es muß sein, sage ich Ihnen! nun, Donnerwetter! Muth gefaßt! — Ihr befehlt es?... O, mein Gott! wie schwer wird mir's... Wohlan denn!... — Vorwärts! — Ich bin... — Sie sind?... — Ich bin schwanger!“

Müller ist vernichtet. Pauline birgt das Gesicht in ihren Händen. „Sie sind schwanger!... sagte Müller, endlich aus seiner Betäubung zurückkommend, und Sie wollen sich den Tod geben! Unglückselige! Sie wollen also auch das unschuldige Opfer, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, ermorden? Ha! Sie sind strafbarer als ich ahnte! — Ich fühle mein Verbrechen nur zu sehr! aber ach! ist nicht das unglückliche Geschöpf, das ich

Des Lichts beraubt hätte, schon vor seiner Geburt der Schande und Verachtung geweiht? Ein Kind des Verbrechens und des Unglücks, wird es je wagen, die Urheber seiner Tage zu nennen?... — Was wollen Sie damit sagen? — Muß ich Euch noch belehren wer sein Vater ist? — Wie! Heinrich? mein Zögling? Ha! dreifaches Donnerwetter! das bringt mich unter den Boden! Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, als mir von einem Achtundvierzigpfünder den Kopf wegnehmen zu lassen.“

Paulinens Geständniß hatte den Rest ihrer Kräfte vollends aufgerieben und bewußtlos fiel sie auf ihr Bett zurück. Müller's ganzes Geistesvermögen war durch das eben Gehörte zu sehr betroffen, als daß er im Stande gewesen wäre, das um ihn her Vorgehende wahrzunehmen. Regungslos vor dem Kamin, starrte er ohne zu sehen, träumte ohne zu denken, litt ohne zu fühlen und die Nacht ging ihm vorüber, ohne daß er von seiner Regungslosigkeit sich erholt hatte.

Mehrfache Schläge an das Thor des Schlosses riefen ihn wieder zu sich; er rieb sich die Augen wie Einer, der aus einem schweren Traume erwacht, schaute verwundert umher und sah Pauline noch in dem gleichen Zustande. Dieser Anblick ruft ihm alles Vorgefallene ins Gedächtniß zurück; zwei große Thränen rollen aus seinen Augen; seufzend wischt er sie ab, schüttelt den Kopf, streicht seinen Schnurrbart und stürzt die Treppe hinab.

Man fuhr fort, gewaltig zu klopfen; der Pförtner kleidete sich gemächlich an; Müller, ungeduldig, öffnet selbst. Ein Eilbote händigt ihm ein Schreiben ein und entfernt sich schnell wieder mit dem Bemerkten, daß es keiner Antwort bedürfe. Müller hielt den Brief in der Hand, dachte an andere Dinge, als ihn zu lesen, bis er, zufällig auf die Adresse sehend, die Handschrift seines Obersten erkannte. „Ho! ho! sprach er, sich die Augen reibend, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume; es ist wirklich von meinem Oberst und an mich gerichtet! Durch welchen Zufall weiß er, daß ich im Schlosse bin?... Und das Thier von einem Boten flog wieder davon wie eine Bombe! Ich hätte ihn ausfragen sollen: nun laß uns lesen... Ich glaube, ich zittere zum ersten Mal in meinem Leben! Weiß mein Oberst alles Vorgefallene, so ist dieser Brief meine Verdammung! Gleichviel, ich habe Strafe verdient und hätte den Muth, mich selbst abzuthun, wenn mein Oberst es beföhle!“

Mit diesen Worten reißt Müller den Brief ungestüm auf und durchfliegt dessen Inhalt; bald geht eine merkliche Aenderung auf seinem Gesichte vor, je weiter er liest; Thränen entströmen den Augen des wackern Husaren, aber es sind Thränen der Freude, der Lust, der Rührung. Kaum hat er ausgelesen, als er wie wahnsinnig nach der Treppe stürzt, die zu Paulinens Gemächern hinaufführt. „Vivat! Sieg!“ schrie Müller unter mächtigen Säßen die Treppe hinauf. Endlich gelangt er in

das Zimmer Paulinens, welche ihre Kammerfrau wieder zu sich gebracht hatte. Erstaunt blickt sie Müller'n an; sie faßt nichts von dieser außerordentlichen Freude. „Da lesen Sie, lesen Sie selbst, sagte Müller, ihr den eben erhaltenen Brief darreichend, und Sie mögen sehen, ob ich Unrecht habe, vor Jubel außer mir zu sein.“ Ehe wir jedoch dem Leser den Grund von Müller's plötzlicher Freude erklären, müssen wir wieder den Oberst Framberg aufsuchen, den wir, im Begriff nach Paris abzureisen, verlassen haben.

Siebentes Kapitel.

G l ü c k.

Der Oberst hatte Heinrichs Erzählung von d'Ormeville's Abenteuern aufmerksam mit angehört. Seine edle und großmüthige Seele faßte sogleich den Entschluß, nach Paris zu gehen und dort alle nöthigen Schritte zu thun, wodurch er erfahren könnte, was aus dem Vater seines theuern Heinrichs geworden sei. Zwar hatte der letztere bereits umsonst solche Nachforschungen angestellt; allein Heinrich kannte in Paris Niemanden; seine Jugend konnte überdies wenig Vertrauen einflößen: der Oberst hingegen war von einem Alter und einem Rang, die Achtung und Ehrfurcht geboten. Er ließ sich Empfehlungsbriefe an die hohen Staatsbeamten

geben und hoffte auf glücklichern Erfolg in seinem Unternehmen.

Oberst Framberg beeilte sich und bei seiner Ankunft in Paris begann er augenblicklich seine Nachforschungen. Seine Schritte wurden schnell vom besten Erfolge gekrönt; der Minister benachrichtigte den Oberst, daß der Gesuchte in der Force, einem der bedeutendsten Gefängnisse der Hauptstadt, hinter Schloß und Riegel sitze. D'Ormeville war bei seiner Ankunft in Paris festgenommen und die über ihn ausgesprochene Todesstrafe in zehnjähriges Gefängniß verwandelt worden, was er schon eine große Gunst nennen konnte; und da seine Feinde nicht mehr am Leben waren, so hoffte er, bald seine Freiheit zu erlangen. Dazu aber war es nothwendig, daß sich Jemand in Frankreich für den Gefangenen interessirte. Unglücklicherweise kannte er Niemanden hier und hätte wahrscheinlich die festgesetzte Zeit im Kerker verlebt, wenn nicht der Zufall ihm einen mächtigen Beschützer in der Person des Obersten zugeführt hätte. Dieser machte sich sogleich daran, die Freilassung d'Ormeville's zu erwirken, dessen Vergehen nicht so groß war, daß er so besondere Strenge verdiente, und der durch eine Verbannung von zwanzig Jahren genug gelitten hatte.

Die Schritte, welche der Oberst zu thun genöthigt war, zogen sich mehr in die Länge, als er geglaubt. Man hatte ihm bereits die Erlaubniß ertheilt, d'Ormeville zu besuchen; aber er mochte

sich nur als Ueberbringer seiner Vergnadigung bei ihm vorstellen. Welch ein großmüthiges Benehmen gegen einen Mann, der sein Nebenbuhler gewesen war... der ihn der Liebe einer angebeteten Frau beraubt hatte und von dem er fürchten mußte, daß er ihm auch Denjenigen werde entreißen wollen, den er als seinen Sohn liebte!... Es gibt wenig Männer wie der Oberst.

Endlich, nach mehr als drei in Umhergehen und Sollicitiren zugebrachten Monaten, wirkte derselbe die Freilassung von Heinrichs Vater aus. Welcher Augenblick für sein edles Gemüth! Mit welcher trunkenen Freude begab er sich in das Gefängniß! Das Bewußtsein einer guten That belohnte ihn reichlich für die angewandte Mühe! D'Ormeville hoffte nicht mehr auf Vergnadigung: der Unglückliche saß in einem Winkel seines Kerkers, dachte an seine Pauline, und der Kummer, den sie empfinden mußte, vermehrte nur noch seine Traurigkeit. Da gehen plötzlich die Thüren seines Gefängnisses auf: ein ihm unbekannter Mann, dessen Gesicht jedoch Güte verkündet, zeigt sich vor seinen Blicken (der Leser hat schon heraus, daß es der Oberst ist) und wirft sich ohne Weiteres an seine Brust; ganz erstaunt, weiß d'Ormeville gar nicht, was er davon denken soll. „Zuerst laßt uns einander umarmen, sprach der Oberst zu ihm, Bekanntschaft machen wir hernach; hier ist zwischen Ihr Freibrief: ich bin der Oberst Framberg und ich habe ihn ausgewirkt.“

D'Ormeville ist ungewiß, ob er wacht oder träumt; der Name des Obersten, das Wort Freiheit machen ihn so sehr betroffen, daß er ganz erstarrt; doch der Oberst, auf dieses Staunen gefaßt, zieht ihn fort aus dem Kerker, drängt ihn in seinen Wagen und läßt sich nach seinem Hôtel führen. Unterwegs kommt d'Ormeville wieder zu sich: „Es ist kein Traum! sprach er; ich bin in Freiheit und Ihnen, Herr Oberst, habe ich sie zu danken!... — Ich begreife Ihre Verwunderung, lieber d'Ormeville, und ich will ihr ein Ende machen; da aber meine Erzählung etwas lang wird, wollen wir warten, bis wir in meinem Hôtel sind; dort können wir reden, ohne Unterbrechung zu fürchten.“ D'Ormeville willigt ein, und man langt an; der Oberst verbietet jede Störung und erzählt dem Befreiten, was dem Leser schon bekannt ist.

Wer vermöchte d'Ormeville's Erstaunen bei der Nachricht zu schildern, daß sein Sohn lebe und er ihn bald in seine Arme schließen werde! Seine Freude gränzt an Wahnsinn: er wirft sich an die Brust des Obersten und nennt diesen seinen Schutzengel. Plötzlich hält er inne und verfällt in tiefes Sinnen. „Was haben Sie denn? fragte der Oberst. Woher dieses Nachdenken? — Sollten Sie noch einen andern Sohn haben? fragt er nach einer Weile, statt einer Erwiderung. — Nein, ich hatte nie einen andern; nur Heinrich galt mir als solcher. — Heinrich!... Kein Zweifel mehr! er ist's.“

— Was soll das heißen? — Ich kenne diesen theuern Sohn!... und der Himmel hat ihn zum Retter meines Lebens auserkoren! — Wär's möglich?... Heinrich hat Ihnen das Leben gerettet? — In einem Walde, sechs Stunden von Straßburg, wäre ich das Opfer zweier Meuchelmörder geworden, da sandte mir die Vorsehung meinen Sohn zur Rettung."

D'Ormeville war in der That jener Reisende, den Heinrich gerettet. Oberst Framberg bewunderte die Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung, welche den Sohn seinem Vater zu Hülfe gesandt hatte: alsdann fuhr er in seiner Erzählung fort, welche durch d'Ormeville's Ausrufe unterbrochen worden war. Als dieser letztere von der Liebe Paulinens und Heinrichs und dem Kummer, welche dem Oberst diese unheilvolle Leidenschaft verursachte, hörte, unterbrach er diesen mit den Worten: „Trocknen Sie Ihre Thränen, mein Freund; unsere Kinder sollen dem Glücke und der Liebe wiedergegeben werden; vernehmen Sie endlich, daß Pauline nicht meine Tochter ist. — Sie ist nicht Ihre Tochter?... rief der Oberst freudetrunken; o! darüber verliere ich noch den Kopf! die theuren Kinder!... sie hatten so vielen Kummer! Noch wage ich nicht, an dieses Glück zu glauben!... — Es ist die reine Wahrheit; aber ich sehe ein, daß sie Erläuterungen bedarf. Hören Sie mich an, und auch ich will Ihnen alle Begebenheiten erzählen, die mir von dem Augenblick an aufstießen, wo ich

mich von Derjenigen trennte, die ich meine Gattin zu nennen hoffte.

D'Ormeville's Geschichte.

„Als ich meine theure Clementine verließ, begab ich mich nach Wien, dem Kaiser meine Dienste anzubieten. Zwischen Rußland und Oestreich war der Krieg erklärt. Leicht ward ich aufgenommen und in Betracht meiner Eigenschaft als Freiwilliger und meiner Geburt, wurde ich bald Lieutenant in einem Husarenregiment, das zu Feld zog. Bei einem Dorfe zwischen Nowogrodek und Wilna trafen wir auf den Feind. Das Treffen war blutig, und die Russen erlitten, wie ich in der Folge erfuhr, eine Niederlage; denn da ich gleich im Anfang des Handgemenges einen Schuß erhielt, fiel ich vom Pferd und wurde für todt auf dem Schlachtfeld gelassen.

„Ein Bauer, welcher, lange nachdem die beiden Heere entfernt waren, bei mir vorüberkam, bemerkte, daß ich noch athmete; er war so menschenfreundlich, mich auf seinen Rücken zu laden und nach seiner Hütte zu tragen, um mir dort die meiner Lage angemessene Hülfe zu leisten.

„Gegen ein Jahr blieb ich bei dem guten Landmann, denn erst nach Verlauf dieser Zeit erlaubten mir meine nun wieder völlig geheilten Wunden, an Rückkehr zu meiner Fahne zu denken. Aber während meiner langen Krankheit hatte das wandelbare Kriegsglück die Russen zu Meistern des

Ortes gemacht, in dem ich verborgen war; sie hatten auf dem ganzen Wege nach Oestreich Posten aufgestellt, und ich sah, daß ich das Dorf nicht verlassen könne, ohne mich beinahe unausweichlichen Gefahren bloßzustellen.

„Was konnte ich thun?... Meine Lage war entsetzlich, ich besaß nicht die geringste Summe Geldes und mochte dem wackern Manne, der mir das Leben gefristet, nicht länger zur Last sein.

„Nur ein Ausweg blieb mir, nämlich zu arbeiten, um zu leben: und schnell war mein Entschluß gefaßt. Der gute Bauer, der mich unterstützt hatte, verschaffte mir Arbeit bei einem Pächter in der Gegend. Ich zog die Kleidung an, die für meinen neuen Stand paßte, und begann die Mutter Erde zu bearbeiten, welche niemals undankbar gegen Diejenigen ist, die sie mit ihrem Schweiße tränken.

„Ich lebte ziemlich ruhig; schon lange hatte ich mich an mein neues Verhältniß gewöhnt; überdies ließ mich die Erinnerung an meine Clementine und die Hoffnung, sie eines Tages wiederzusehen, die lange Dauer meines Exils muthvoll ertragen. Sie wissen, ich gab auf deutschem Boden meinen Namen d'Ormeville auf, um den Namen Christiern zu führen, und diesen behielt ich auch in meinem nunmehrigen Aufenthaltsorte bei.

„Eine halbe Stunde von dem Pachtthofe lag ein kleines Schloß, das einem gewissen Drogluski gehörte. Dieser Drogluski war in der Umgegend

nicht sehr beliebt, und es liefen sogar verschiedene Gerüchte über ihn um, denen ich wenig Aufmerksamkeit schenkte. Da sein Schloß auf einer Anhöhe lag, von wo aus man eine weite Aussicht genoß, lenkte ich, wenn die Arbeiten es gestatteten, meine Schritte nach dieser Seite und wandte meine Blicke nach der Gegend, die meine geliebte Clementine verschönerte, und bat den Himmel, er möchte mir bald erlauben, die Angebetete wiederzusehen.

„Auf meinen einsamen Spaziergängen hatte ich einen Menschen bemerkt, der mir häufig in den Weg trat und mich aufmerksam zu betrachten schien. Anfangs gab ich nicht viel darauf Acht; aber ärgerlich geworden, daß ich ihn immer hinter mir her sehe, fragte ich den Pächter, ob er ihn kenne. Auf meine Beschreibung desselben, sagte er mir, es könne Niemand anders als der Vertraute und Diener des Herrn Drogluski sein, und er erinnere sich sogar, daß derselbe in den Pachtthof gekommen sei und verschiedene Fragen über mich angestellt habe. Begierig zu wissen, was er von mir wolle, beschloß ich, ihn anzureden, so wie ich ihn wieder träfe.

„Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten: kaum ein paar Tage waren verstrichen, als ich eines Abends in der Nähe des Schlosses meinen Mann nur wenige Schritte vor mir sah. Ich redete ihn an und sagte, ich wundere mich sehr, daß ich ihn immer mir auf den Fersen sehe,

und bat ihn, mir den Beweggrund anzugeben. — „Ihr sollt ihn erfahren, antwortete er mit düsterer Stimme; da es aber sehr wichtig ist, was ich Euch zu sagen habe, so findet Euch heute um Mitternacht auf dieser Stelle ein, wir haben dann keinen Ueberfall zu fürchten und Ihr werdet vernehmen, was Euch interessirt. — Warum nicht augenblicklich? sagte ich, überrascht durch seinen Ton gegen mich. — Nein, erwiderte er; um Mitternacht sollt Ihr Alles erfahren; fehlt aber nicht! Euer Leben steht auf dem Spiel!...“ Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ mich in unbeschreiblichem Erstaunen zurück.

„Sollte ich entdeckt sein? sprach ich bei mir selbst, wie ich allein war; soll ich mich einsinden?...“ Lange war ich un schlüssig; doch endlich bedachte ich, daß er mir gesagt, es handle sich um mein Leben, und vermuthete, er wolle mich verrathen, wenn ich nicht Wort halte, daher ich beschloß, zur bezeichneten Stunde pünktlich einzutreffen.

„Um Mitternacht war ich am bemerkten Orte, etwa hundert Schritte vom Schloß; bald sah ich meinen Mann auf mich zukommen. Er führte mich auf eine Bank am Fuße eines Baumes und hielt folgende Rede an mich: „Ihr seid ein Destreicher und demnach im Krieg mit den Russen, Ihr habt keinen Heller und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr in Euer Vaterland. Wenn Ihr erkannt würdet, müßtet Ihr auf der Stelle sterben; ich kann Euch Euren Feinden überliefern und

zur Schlachtbank führen; dies werde ich auch thun, wenn Ihr nicht in meinen Vorschlag einwilligt."

"Ich sah, daß ich's mit einem Bösewicht zu thun hatte; aber mein Leben war in seinen Händen, ich mußte mich daher verstellen. „Was fordert Ihr von mir? sagte ich. — Hört, antwortete er; hier in diesem Schlosse lebt ein Kind von drei bis vier Jahren; sein Dasein ist verschiedenen Personen im Wege: wir hätten es selbst umbringen können; aber ich habe die Augen auf Euch geworfen, weil dieser Mord, im Schlosse vollbracht, vielleicht hätte Verdacht erregen können."

"Ich schauderte bei dieser Rede, verbarg jedoch meinen Unwillen, und der Bösewicht fuhr fort: „Ihr braucht die Beweggründe dieses Racheschritts nicht zu kennen; ich rathe Euch sogar, Euch nie darnach zu erkundigen; denn diese Neugierde würde Euch das Leben kosten; und wenn Ihr in einigen Jahren in Versuchung geriethet, wieder in diese Gegend zu kommen (denn ich vermuthe, daß Ihr gleich nach dem Friedensschluß nach Oestreich zurückkehren werdet), so würdet Ihr, das sage ich Euch vorher, einen vergeblichen Schritt thun: denn dieses Schloß wird verlassen sein, und Ihr werdet Niemand mehr finden. Entschließt Euch also und seht zu, ob Ihr thun wollt, was ich von Euch begehre, Ihr sollt dann reichlich belohnt werden; weigert Ihr Euch hingegen, so gebe ich Euch den Küssen an, und der Tod ist Euch dann gewiß. — Ich kann nicht schwanke, sagte ich zu ihm; ich

willige ein. — Sehr gut; so folgt mir, ich will Euch das Kind ausliefern. — Wie! auf der Stelle? — Gewiß! je bald, um so besser.“

„Schaudernd folgte ich dem Niederträchtigen, der mich der Theilnahme an einer solchen Schandthat fähig hielt. Er führte mich in das Innere des Schlosses: tiefe Stille herrschte rings umher. In einem Gemach zu ebener Erde hieß er mich seine Rückkunft erwarten und ging. Einige Minuten blieb ich allein, lauschte sorgfältig, ob ich nichts hörte, aber eine tiefe und ganz außergewöhnliche Stille führte mich auf den Gedanken, mein Führer wohne allein hier, und ich gestehe, ich faßte damals den Entschluß, die Erde von diesem Ungeheuer zu befreien und sein unschuldiges Schlachtopfer zu retten; doch ich ward in meiner Erwartung getäuscht: mein Mann kam mit einem Kind auf den Armen zurück; ihm folgte eine andere Person, die maskirt war und mich sprachlos anstarrte. „Sieh, da ist das Kind und eine volle Goldbörse, sprach der erstere. Du weißt, was Du zu thun hast; geh, verlaß dieses Schloß und bedenke wohl, daß wenn Du unsere Befehle nicht vollziehst, der Tod Deinem Verrathe auf dem Fuße folgen wird.“

„Ich erwiderte nichts; ich nahm das Kind und die Börse, und mein Mann begleitete mich bis an das Thor: nachdem er mir dort seine Drohungen noch einmal wiederholt hatte, verließ er mich, und ich befand mich mit dem Kinde allein.

„Arme Kleine! rief ich, sie genau betrachtend, denn ich sah, daß es ein Mädchen von höchstens vier Jahren war; sollte ich auch das Leben darüber verlieren, will ich Dich doch von der Wuth Deiner Feinde erretten!“ Mein Entschluß war bald gefaßt: wenn ich im Dorfe blieb, mußte ich gewärtig sein, festgenommen zu werden; ich beschloß daher, ein anderes Asyl aufzusuchen; zwar könnte ich auch auf der Flucht ergriffen werden; aber ich dachte, der Himmel werde mein Beginnen segnen, und diese Hoffnung gab mir Muth. Wirklich machte ich mehre Meilen ohne die mindeste Gefahr und gelangte endlich in einen ungeheuern Wald, wo ich wohl zu thun meinte, wenn ich einige Zeit verborgen blieb.

„Das arme mir vom Himmel anvertraute Pfand war der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt. Ach! an Allem Mangel leidend, war ich genöthigt, ihr jeden Abend aus Baumzweigen eine Wiege zu machen, und Morgens, ehe sie erwachte, ging ich zitternd in eine Baurenhütte und kaufte dort die zur Fristung unsers Daseins nothwendigen Lebensmittel. Durch ihre unschuldigen Liebkosungen machte mich die Kleine meine Leiden vergessen; sie nannte mich Vater, und ich beschloß, diese Stelle bei ihr zu vertreten. Ich nannte sie Pauline und wünschte, es möchte ihr mit einem französischen Namen auch die Heiterkeit und Anmuth der Frauen meines Vaterlandes zu Theil werden.

„Die Belohnung, welche stets jeder guten That

folgt, ward auch mir endlich: kaum waren vierzehen Tage seit unserm Aufenthalt im Walde verstrichen, als ich erfuhr, daß die Oestreicher in Eilmärschen gegen meinen Zufluchtsort anrückten; die Russen flohen vor ihren Siegern her, und bald sah ich mich mitten unter meinen Waffenbrüdern.

„Nun nahm ich in ihren Reihen meinen frühern Grad wieder ein; aber ich war sehr in Verlegenheit wegen meiner kleinen Pauline, als mich der Zufall mit Madame Reinhard bekannt machte: sie war ihrem Sohn zum Heere gefolgt; er war gefallen und sie in der finstersten Verzweiflung. Ich machte ihr den Vorschlag, Paulinen, die ich für meine Tochter ausgab, als Mutter zu dienen; mit Freude willigte sie ein und reiste nach Offenburg, da sie ihren Sitz in der Gegend nehmen sollte. Ich hoffte, in kurzer Zeit zu ihr zu treffen und auch meine Clementine wiederzusehen! Aber, ach! ein Offizier, der beim Schloß Framberg vorübergekommen war, belehrte mich, daß meine Angebetete mich, wie Jedermann, für todt gehalten, den Grafen von Framberg geheirathet, einen Sohn von ihm gehabt hätte und nach kurzer Ehe gestorben sei.

„Diese Nachricht schlug alle meine Plane künftigen Erdenglücks zu Boden. Ich dachte nur daran, mich durch den Tod wieder mit meiner Clementine zu vereinigen. Mehre Schlachten wurden geliefert; ich suchte den Tod in den feindlichen Reihen, aber er blieb taub für meine Sehnsucht, und ich fand nur Ruhm. Ich wurde zum Kapitän gemacht,

und die Zeit, sowie das Andenken an meine kleine Pauline vermochten endlich, meinen verzweiflungsvollen Schmerz zu stillen. Meine Winterquartiere brachte ich stets bei Derjenigen zu, die mich für ihren Vater hielt, und ich hütete mich wohl, sie vom Gegentheil zu belehren, damit ich ihr einen Kummer ersparte, der nur einen düstern Schimmer über die schönen Tage ihrer Jugend verbreitet hätte.

„Ich war so glücklich, als ich's sein konnte; Pauline betrachtete ich als meine Tochter und nie kam mir der Gedanke, jener Heinrich von Gramberg, den Jeder Ihren Sohn nannte, könnte die Frucht meiner Liebe zu Clementinen sein.

„Sehnsucht nach meinem Vaterlande trübte endlich meine Ruhe. Sie wissen das Weitere, Herr Oberst, und ich vermag nicht, Ihnen meine ganze Dankbarkeit auszudrücken.

Achtes Kapitel.

Wenig interessant, aber nothwendig.

Wer vermöchte die Freude des Obersten Gramberg zu schildern, wie er vernahm, Pauline sei nicht Heinrichs Schwester. „Sie können sich also ohne Gewissensbisse ihrer Zärtlichkeit hingeben!... sprach er zu d'Ormeville; denn ich zweifle nicht, daß Sie ihre Liebe billigen. — Ach, Herr Oberst! erwiderte der letztere, glauben Sie, ich möchte meinen Sohn wiederfinden, um ihn unglücklich zu

machen? Und haben Sie nicht überdies fortwährend die Rechte eines Vaters über ihn, da Sie ihm so lange Vater waren? Sie behalten diese ehrwürdigen Rechte, und ich würde Heinrich meiner Bärtlichkeit nicht würdig erachten, wenn er für Sie nicht stets die gleiche Liebe hegte."

Die beiden Freunde umarmten sich herzlich, indem sie einander zuschworen, für Heinrich und Pauline immer die Bärtlichkeit eines Vaters zu hegen. „Aber, sagte der Oberst, haben Sie nie einen Versuch gemacht, zu entdecken, wer die Eltern der armen Kleinen waren und woher die Ungeheuer kamen, welche ihren Tod wollten? — Ich gestehe, ich habe es nie zu entdecken gesucht. Erstlich dachte ich, ich würde mir vergebliche Mühe geben: ich hätte in ein Land zurückkehren müssen, wo ich Niemand kannte, um Leute aufzusuchen, die sicherlich meine Rückkunft bis zu ihrer Flucht nicht abgewartet haben werden, wie sie mir's auch vorher gesagt hatten. Dann dachte ich über die Lage meiner theuern Pauline nach; bei mir war sie glücklich, ruhig; und vielleicht störte ich ihre Ruhe, erweckte Feinde gegen sie durch Nachforschung nach ihren Eltern, welche sich ohne Zweifel wenig um sie bekümmerten, da sie nichts für ihre Wieder auffindung thaten. — Hinsichtlich des ersten Punkts haben Sie Recht, lieber d'Ormeville, in Betreff des zweiten bin ich jedoch nicht Ihrer Meinung; denn jetzt, wo Pauline Beschützer, Freunde an uns hat, die sie vor den Nachstellungen ihrer nichts-

würdigen Feinde zu bewahren wissen, was sollte sie fürchten, wenn wir ihre Herkunft zu Wiedererlangung ihres Vermögens zu entdecken suchen? Denn Vermögen muß sie haben, daran zweifeln Sie nicht, mein Freund! es gibt stets Leute, die um Gold der größten Verbrechen fähig sind. — Ich denke wie Sie; wie es aber angreifen? welche Mittel in Anwendung bringen? — Darüber wollen wir uns besinnen. Mir fällt ein... ja, die wir suchen, sind mir vielleicht nicht unbekannt. — Was wollen Sie damit sagen? — Denken Sie noch an Ihr Abenteuer im Walde bei Straßburg, wo Heinrich Ihnen das Leben rettete? — Ha! das werde ich nie vergessen! — Haben Sie sich nicht besonnen, daß diese beiden Männer, welche keine gewöhnlichen Mörder waren, Abgesandte Derer sein konnten, die Ihnen das Kind übergaben, und Sie für Nichtbefolgung Ihrer Befehle bestrafen wollten? — Einen Augenblick habe ich es gedacht; wie soll ich aber annehmen, daß ich Leute in Frankreich und in meiner Nähe wiederfinde, welche so vieles Interesse hatten, mich zu fliehen? — Gewiß wurden Sie hier nicht gesucht; allein wenn Sie dennoch erkannt worden wären... Erinnern Sie sich, daß man Sie für einen Oestreicher von Geburt hielt, nicht denkend, Sie in Frankreich zu finden, und es für einen Grund mehr ansah, sich hier anzusiedeln. — Sie öffnen mir die Augen, bester Oberst, und ich zweifle jetzt nicht mehr, daß die Schurken, die an mein Leben wollten, die

nämlichen sind, welche meiner Pauline den Tod geschworen hatten. — So vernehmen Sie denn, wie ich sie zu entdecken hoffe: Als Heinrich das Gespräch der beiden Elenden hörte, hatte er Zeit genug, ihr Gesicht genauer zu betrachten; stellen Sie sich seine Ueberraschung vor, als er in dem Herrn des kleinen Hauses im Walde, wo ich gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, denjenigen Ihrer Mörder erkannte, der bei Heinrichs Annäherung der ihm gebührenden Strafe sich durch die Flucht entzogen hatte. — Wär's möglich?... Und dieser Mensch?... — Konnte Heinrich nicht wiedererkennen, weil die Zeit zu genauer Betrachtung zu kurz gewesen war; allein es mag sein, daß er Verdacht schöpfte: in der Nacht vor unserer Abreise hatte er sein Haus verlassen. — Ich bin überzeugt, er könnte uns von dem, was wir gerne wissen möchten, unterrichten; wo ihn aber jetzt finden? — Das wird uns gelingen, daran zweifeln Sie nicht. Im ersten Augenblick, wo Heinrich mich damit bekannt machte, weigerte ich mich, einen Menschen zu bestrafen, der gastfreundlich gegen mich gewesen war; aber jetzt, wo ich von all seinen Verbrechen unterrichtet bin, will ich ihn entdecken, und sollte ich ihn am Ende der Welt suchen müssen. — Ich werde Ihnen beistehen, Oberst, und es wird uns gelingen, dem Gottlosen die Maske abzureißen."

Ueber diesen Punkt einig, dachten die beiden Freunde, das Dringendste sei, mit ihren Kindern

zusammenzutreffen, und der Oberst, der in Erfahrung gebracht hatte, daß Müller und Heinrich auf dem Schlosse seien, schrieb an den ersten und setzte ihm das Vorgefallene auseinander. Er trug ihm auf, seinen Kindern das Vergnügen einer so glücklichen Nachricht zu bereiten, und damit Alle bald vereinigt werden, sollte Müller ihm und d'Ormeville mit Heinrich und Pauline entgegenkommen. Nachdem dieser Brief einmal fort war, schickten sich der Oberst und sein Freund zur Reise nach Schloß Gramberg an. Lassen wir sie reisen und kehren wir ins Schloß zurück.

Als Pauline den Brief des Obersten zu Ende gelesen hatte, stimmte sie in Müller's Freudenausbrüche ein, und ihre Gemüthsbewegung war so stark, daß sie ihr beinahe unheilbringend geworden wäre und sie aufs Neue den Gebrauch ihrer Sinne verloren hätte.

„Alle Wetter!... sagte Müller, Alles in Alarm setzend, da habe ich mit meinem Teufelskopfe abermals dummes Zeug gemacht, und dafür, daß ich ihr zu viel Freude machen wollte, werde ich sie ohne Laufpaß in die andere Welt befördern!...“
Seiner Befürchtungen ungeachtet, kam Pauline wieder zu sich und befand sich besser als je. „Ha! Bomben und Granaten! sprach unser Husar zu ihr, bleiben Sie mir mit Ihren Ohnmachten vom Leibe, sonst verliere ich am Ende noch den Kopf darüber.“

Pauline wollte sich sogleich ankleiden, um ihren

Wohlthätern entgegenzugehen. „Einen Augenblick! sagte Müller, ich habe keine Lust, Sie unterwegs wieder in Ohnmacht zu sehen, und da dies leicht vorkommen könnte, reisen wir erst übermorgen, denn Sie sind noch zu schwach.“

Trotz Allem, was Pauline über ihre Gesundheit sagen mochte, war Müller unerbittlich. „Es thut mir eben so leid als Ihnen, sagte er, denn ich brenne, meinen Oberst wieder zu sehen, aber ich bin durch Schaden klug geworden und Sie müssen sich gedulden.“

Nachdem der erste Freudentaumel vorüber war, seufzte Pauline und sah traurig nach dem Himmel; Müller seinerseits ward nachdenklich und legte die Faust ans Ohr, wie er zu thun pflegte, wenn etwas mit ihm umging. Nach halbstündigem Schweigen blickten beide einander an.

„Ich errathe, was Sie mir sagen wollen... sprach Müller zu Pauline; im ersten Augenblick unserer Freude hatten wir ihn vergessen; aber das konnte nicht lange dauern. — Ach!... wo er jetzt sein mag? — Er beweint sein Vergehen wie ein Süßender!... O! hätte er den Muth gehabt, festen Fußes die Begebenheiten zu erwarten, so würde er uns nicht in diese Verlegenheit gebracht haben!... Denn was werden wir ohne ihn vor den uns Erwartenden thun?... Was wird mein Oberst sagen? — Was wird sein Vater sagen, der ihn bald in seine Arme zu drücken wähnt?... — Was werden wir sagen, wenn man uns um die

Ursache seiner Flucht fragt? ... Ha! tausend Schwadronen! ich glaube, ich fürchte mich jetzt eben so sehr vor dem Anblick meines Obersten, als ich vor einer Weile ungeduldig war, mich an seinen Hals zu werfen."

Endlich bedachte er, daß er mit Hülfe des Obersten und d'Ormeville's Heinrich leichter entdecken könne, und sie alsdann Alle vollkommen glücklich wären. Durch diese Betrachtungen beruhigt, versuchte er auch Pauline zu trösten, was ihm ohne Mühe gelang. Der Glaube an seine Gründe machte ihr zu viel Vergnügen, als daß sie ihn hätte bekämpfen wollen.

Die zwei Tage verstrichen, und Frank, von Müller mit den Zurüstungen zur Reise beauftragt, meldete, daß der Reisewagen vorgefahren sei.

"Nun, so reisen wir," sprach Müller und schickte nach Pauline. Mittlerweile studirte er eine Rede für seinen Oberst ein; denn er fürchtete den ersten Augenblick des Zusammentreffens. Er ging im Hofe auf und ab, trat unter das Thor, schaute hinaus ins Freie und sprach bei sich selbst: "Wo ist jetzt dieser böse Geist? ... was treibt er jetzt? Ha! wenn er sein Glück kannte! ... Aber nein, er läuft lieber ins Weite und läßt mich fluchen, als daß er zu mir zurückkommt ... Dieser Zögling hat mir schon manchen Knoten aufzulösen gegeben."

Bald kam Pauline herab; sie warf wehmüthige Blicke auf das Schloß, wo ihr in so kurzer Zeit

so Manches aufgestoßen war. Müller half ihr in den Wagen, wobei er sagte: „Sehen Sie, ich habe eine geheime Ahnung, daß wir bald und fröhlicher hieher zurückkommen werden als wir ausgegangen sind. — Möchtest Du wahr sprechen!...“ erwiderte sie seufzend.

Müller setzte sich neben sie, Frank stieg als Postillon auf den Bock, und so fuhren sie ab.

Nur einmal hielt der Reisewagen zum Pferde- wechsel bis Blamont an: dort stiegen unsere Reisenden im Posthause ab, um die Nacht daselbst zuzubringen.

Neuntes Kapitel.

Frevelthat, Schicksalslaune.

Der Gasthof war mit Reisenden angefüllt; die Leute rannten hin und her, ohne zu wissen, wem sie Rede stehen sollten. Müller und seine Begleiter kostete es alle Mühe, bis zum Wirth durchzudringen; endlich trafen sie ihn.

„Herr Wirth, redete Müller ihn an, gebt uns schnell Zimmer mit Betten und ein Nachtessen. — He.. Herr.. Hu.. Hus.. Husar.. es ge.. ge.. es ge.. geschähe.. mit vie.. mit viel.. Ver.. Vergnü.. gnü.. gen, aber es.. — Nun, was denn? bemüht Euch, deutlicher zu sprechen. — J.. ich, ich habe nur ei.. ein sehr schö.. schönes

mit einem Be.. Bett. — Nun, das soll ja der Teufel holen!... sagte Müller, was machen wir da?" Pauline war indes zu ermüdet, um weiter zu reisen; Müller bat sie daher, das noch übrige Zimmer zu nehmen, in der Hoffnung, er und Frank würden schon irgendwo eine Schlafstelle finden, und wäre es auch auf einem Dachboden.

Er gab dem Wirth ein Zeichen, sie in das fragliche Zimmer zu führen, denn er wollte es vermeiden, mit ihm zu sprechen, so sehr ärgerte ihn sein Stottern.

Pauline ward in ein hübsches Gemach geführt, dessen Fenster auf die Straße gingen; und da sie nichts genießen mochte, wünschte sie Müller'n gute Nacht, mit dem Bedenten, er solle morgen früh kommen und sie zur Reise abholen.

Müller und Frank hatten keine Lust, ohne Nachtesen sich niederzulegen, deshalb fragten sie den Wirth, wo sie am schnellsten bedient sein würden. „We.. wenn.. die Herren a.. a.. an.. die.. die.. — Bomben und Granaten! werdet Ihr's einmal herausbringen?... — A.. A.. An.. die.. die La.. — Zum Teufel mit dem verdammten Stotterer mit seinen A, A, A, Die, Die, Die, La, La, La und We, We, We; poß Schwerenoth! ich glaube, er belustigt sich damit, uns die Psalmen des Königs Davids vorzuabecediren!... — Je ungeduldiger Ihr werdet, Herr, um so weniger bringt er heraus, sagte Frank. — Das ist sehr erfreulich! so nimm Du ihm eine

Erklärung ab, denn mich wandelt die Luft an, ihm die Zunge mit Säbelhieben zu lösen."

Frank war geschickter als Müller, der Wirth führte sie zur Table d'hôte, wo man zu Nacht speiste. „Nun zu Nacht an die Table d'hôte gefessen, nachher wollen wir an die Betten denken."

Das Zimmer der Abendtafel war stark besetzt; beim Eintreten bemerkte Müller indeß, daß ein Mann eiligst von der Tafel aufstand, sein Schnupftuch vor's Gesicht hielt und aus dem Zimmer ging; unser Husar gab wenig darauf Acht und setzte sich an dessen Stelle.

Müller und Frank saßen eine Weile ruhig bei ihrem Essen, kümmerten sich wenig um die übrigen Reisenden, die zusammen schwatzten, als zwei wie Fuhrleute gekleidete Männer ins Gemach traten und Müller und seinem Gefährten gegenüber Platz nahmen.

Nicht lange, so entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen und den Neuangekommenen; diese schienen Lebemänner zu sein, tranken tüchtig und schwatzten viel. Sie brachten Müller auf das Kapitel von seinen Schlachten, und wenn derselbe einmal im Zuge war, hörte er nicht so bald wieder auf; sein Kopf erhitzte sich und er glaubte sich noch mitten im Tumult des Gefechts. Die beiden Reisenden schienen seiner Erzählung viel Aufmerksamkeit zu schenken und munterten ihn auf, fortzufahren; während des Redens ward wacker gezecht und das Gespräch zog sich dergestalt

in die Länge, daß Müller die Nacht vielleicht unter dem Tische zugebracht hätte, wenn er nicht Frank schon schnarchend neben sich gefunden hätte.

„Jetzt zu Bette,“ rief er, vom Tische aufstehend. Er wankte ein wenig, doch konnte er sich noch aufrecht erhalten. Die beiden Wanderer riefen den Wirth und gaben sich viele Mühe, für Müller und seinen Gefährten ein Zimmer zu finden. Zum Dank klopfte ihnen unser Husar freundschaftlich auf die Schultern und schwur, sie seien gute Kerls.

Durch die Sorgfalt der beiden Unbekannten ward ihnen wirklich ein Zimmerchen zu Theil, freilich nur in den Mansarden, aber sie hätten auf der Bühne geschlafen... Man geleitete sie hinauf und bald schnarchten sie in harmonischem Verein.

Eben schlug es zehn Uhr, als Müller am andern Tage erwachte. „Donnerwetter! rief er, das ist eine saubere Aufführung!... Aber mir fällt auch ein, daß wir gestern Nacht mit zwei Teufelskerls tranken wie die Tempelritter. Tausend Bomben! die verlorene Zeit muß eingebracht werden!“

Damit rüttelte er Frank, der noch immer schlief, und beide kleideten sich eiligst an. „Ich bin gewiß, sprach Müller, Fräulein Pauline wartet schon mehr als zwei Stunden auf uns! Wir wollen uns sputen, damit sie nicht länger in Ungeduld ist.“

In großen Säßen war er die Treppe hinab und vor dem Zimmer, wo Pauline geschlafen. Er klopft

mehrmals, keine Antwort. „Sie war des Wartens überdrüssig und geht ohne Zweifel im Garten spazieren,“ dachte Müller; schnell begibt er sich durch den Hof nach dem Garten. Auf dem Weg trifft er den Wirth, der ihn anhält: „Wo.. wo.. geht, geht der Herr hin? — Zum Henker! ich suche die junge Dame, die in diesem Flügel da schlief und nicht mehr in ihrem Zimmer ist; wahrscheinlich ging sie in den Garten. — Du.. Durch.. Durchaus nicht; der Herr weiß wohl, daß.. daß sie abgereist ist. — Was abgereist!... nein, dreifaches Donnerwetter! das weiß ich nicht; aber das kann nicht sein, sagt, wann? wie? mit wem? — So.. so.. so eben! — Ist's möglich? — Mit einem Mann, we.. we.. we.. we.. — Geht zum Teufel mit Euerm We, We, We,“ schrie Müller, außer sich vor Wuth, und stößt den Wirth unsanft von sich, der mit dem Hintertheil auf einen großen Hofhund fällt, welcher, durch diesen unverhofften Angriff erschreckt, den Ruhestörer in sein Sitzleder beißt.

Müller zweifelt nicht, daß dahinter etwas Besonderes stecken müsse, und entschließt sich, schnell Paulinen nachzusetzen. „Welchen Weg hat sie eingeschlagen? fragte er ein junges, vor der Thüre sitzendes Dienstmädchen. — Die Straße nach Lüneville, Herr.“ Unser Husar springt unverweilt auf das erste ihm unter die Hände fallende Pferd und jagt spornstreichs auf der Straße nach Lüneville davon.

„Sie ist so eben erst abgereist, hat man mich versichert, sprach Müller bei sich selbst, also kann sie noch nicht sehr weit sein; ich hätte auf Frank warten, ihn unterrichten sollen!... aber der vermaledeite Wirth hat mich auch so sehr geärgert!“

Während dieser Betrachtungen kam es ihm vor als höre er Geschrei in einiger Entfernung; er eilt auf den Ort zu, woher es kam, und erblickt einen stillstehenden Reisewagen: „Wir wollen einmal sehen, ob es ist, was ich suche.“ Alsbald spornt er sein Pferd zu höchster Eile; er kommt näher und erkennt eine Frau, die aus dem Wagen springen will, aber durch einen Mann davon verhindert wird. Diese Frau ist Pauline und in dem Mann erkennt Müller einen von denen, welche ihm am vorigen Abend mit so vielem Vergnügen zuhörten. „Ha! zweifacher Verräther! Du sollst mir's bezahlen, rief unser Husar und sprengte auf denselben los. Aber wie kommt's, daß der Wagen hält? das muß seinen Grund haben.“ Degengeklirr lenkt Müller's Blicke auf eine andere Seite, und er sieht zwei Männer in hitzigem Kampfe mit einander. „Gut, spricht er, einer davon ist der Vertheidiger Paulinens!“ Aber unser Husar ist in Verlegenheit, er weiß nicht, wohin er sich wenden soll; endlich denkt er, er müsse zuerst Denjenigen retten, der sein Leben zu Paulinens Schutz einsetzte. Er eilt daher auf die Fechtenden zu... Aber, o neue Ueberraschung! der eine ist Herr

von Monterranville, dem er schon lang gern den Garaus gemacht hätte, und der andere, o unverhofftes Glück! sein theurer Heinrich, nach dem er schon so lange seufzte!

Durch welchen Zufall befand er sich da und zu so gelegener Zeit, um die Entführung seiner Pauline durch einen Bösewicht zu verhindern, der sie verderben wollte? das wollen wir dem Leser im folgenden Kapitel mittheilen; dazu aber müssen wir zu dem Augenblick zurückgehen, wo sich unser Held so plötzlich vom Schloß entfernte.

Zehntes Kapitel.

Kurz und traurig.

Man wird sich erinnern, daß Heinrich sich mitten in der Nacht von dem Schlosse in einem Zustand von Geistesverwirrung entfernte, der ihm weder erlaubte, sich zu besinnen, wohin er gehen, noch zu bedenken, was aus ihm werden sollte.

Die Erinnerung an sein Verbrechen trübte seine Vernunft und lastete schwer auf seiner Seele. „O, mein Gott! jammerte er, der Du mir ein gefühlvoll Herz gegeben, um mit Leidenschaft zu lieben, und eine Seele, die zu schwach ist, um eine verbrecherische Zärtlichkeit zu überwinden, nimm mir das Leben oder entferne aus meinem Gedächtniß das Bild Derjenigen, die meine Marter und meine

Seligkeit ist, und die mein Vergehen vielleicht ins Grab stürzt!"

Nachdem Heinrich einen ganzen Tag über Stock und Stein gelaufen war, vermochte er der Müdigkeit nicht mehr zu widerstehen und sprach in einer Köhlerhütte ein. Er befand sich nun mitten im Schwarzwald, in der Nähe von Freudenstadt. Der arme Heinrich, erst von einer langen Krankheit erstanden, war außer Stands, so herben Schmerz zu ertragen und kaum war er bei dem guten Landmann, als er zum zweiten Mal krank darniederfiel. Er hatte indeß beim Eintritt seinem Wirth tiefes Schweigen über seinen Aufenthalt bei ihm auferlegt, und dieser das Geheimniß gewissenhaft bewahrt. Der wackere Husar ließ es sich gewiß nicht einfallen, daß sein geliebter Zögling so nahe bei ihm sei, daß ein hitziges Fieber ihn verzehre und daß er, von Kummer und Leiden niedergedrückt, als einzigen Beistand nur einen armen Köhler habe, der selbst an Allem Mangel litt. Müller wäre zu ihm geflogen, um über seine Tage zu wachen, aber das Schicksal hatte es anders verordnet.

Nach sechs Wochen war er endlich so weit genesen, daß er den Schwarzwald verlassen konnte. Er sagte seinem Wirth Lebewohl und ging weg, ohne zu wissen wohin. Da er sich indeß vom Schloß Framberg entfernen wollte, schlug er die Straße nach Frankreich ein und verweilte einige Zeit in Straßburg. Er quartirte sich in dem Hause ein, wo er seine theure Pauline wiedergefunden, in

jenem Hause, wo er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens an der Seite Derjenigen genossen hatte, die er damals seine Gattin nannte.

Zwei Monate blieb er hier, dann beschloß er, zu seiner Zerstreuung, nach Paris zu gehen. Auch war seine Absicht dabei, hier die Nachforschungen nach seinem Vater, den er so sehnlich zu kennen und zu umarmen wünschte, wieder aufzunehmen. Es war ihm unbekannt, daß sein edler Wohlthäter die Sache bereits über sich genommen und zu einem glücklichen Ende geführt hatte.

Der Zufall wollte, daß Heinrich in demselben Gasthose in Blamont rastete, wo Müller und seine Begleiter abgestiegen waren. Er saß an der Table d'hôte, als diese in den Saal traten. Heinrich erkannte sie auf der Stelle, und da er von Müller nicht gesehen werden wollte, ging er, das Sacktuch vor's Gesicht haltend, schnell hinaus.

Er begab sich in sein Zimmer und hier fiel es ihm ein, Pauline werde vielleicht Müller begleiten. Seiner Neugierde nicht Meister, stieg er hinab in den Hof, befragte eine Magd vom Hause, die ihm wirklich von der Ankunft einer jungen Dame, so wie er sie beschrieb, in Gesellschaft des Husaren, unterrichtete und ihm sagte, dieselbe habe in einem Zimmer des ersten Stocks ihr Nachtlager genommen.

In der Ueberzeugung, daß Pauline, Müller und Frank mit einander reisten, suchte er den Beweggrund ihrer Reise zu ergründen und konnte keinen andern auffinden, als daß sie noch in seiner

Verfolgung begriffen seien. Mit dem festen Entschluß, sich nicht zu zeigen, ging er wieder in sein Zimmer, unter Betrachtungen über dieses Zusammentreffen; aber der Gedanke, seine Pauline ruhe unter einem Dache mit ihm, gönnte ihm keinen Augenblick Ruhe.

So wie der Tag graute, war Heinrich auf den Beinen. Das Verlangen, Pauline wieder zu sehen, trieb ihn fort und er stellte sich vor dem Thor des Gasthofs auf die Lauer, ungeduldig auf ihre Erscheinung harrend. Nach ziemlich langem Warten fing sein Muth zu sinken an, und er wollte gerade den Platz räumen, als er die so sehnlich Herbeigewünschte an sich vorüberkommen sah; aber Müller und Frank waren nicht dabei: ein einziger Mann, ein Mann, den Heinrich nicht kannte, schien sie zu geleiten. Erstaunt hierüber, folgt ihnen unser Held in ziemlicher Entfernung. Am Saum des Waldes fielen zwei Männer über Pauline her und trugen sie ein paar Schritte weit in einen Reisewagen; vergebens sträubt sich Pauline und schreit nach Hülfe, sie ist bald im Wagen, und ihr Führer steigt auf den Bock und peitscht auf die Pferde los, die in raschem Trabe davonstiegen.

Heinrich war Paulinen zu Hülfe geeilt; aber er war zu sehr entfernt, als daß er hoffen durfte, sie ihrem Entführer abjagen zu können. Doch Liebe und Wuth geben ihm Flügel, er läuft mit solcher Geschwindigkeit, daß es ihm bald gelingt, den Wagen einzuholen. Nun schreit er dem

Postillon zu, er solle anhalten: da dieser nicht auf ihn hört, sondern seinen Weg fortsetzt, greift Heinrich zu dem einzigen noch übrigen Mittel, seine Freundin zu retten: er feuert eine Pistole auf den Kutscher ab, und dieser stürzt todt nieder auf den Weg.

Da hielt der Wagen sogleich still; ein Mann steigt wie rasend heraus und springt mit dem Degen in der Hand auf Heinrich los: dieser erkennt ihn, es ist Herr von Monterranville, der Mörder im Walde. „Komm her, Glender! rief er ihm zu; komm her und empfang den Lohn Deiner Schandthaten.“

Festen Fußes erwartet er seinen Gegner, und beide fallen einander mit gleicher Wuth an; in diesem Augenblick fand sich unser Husar auf dem Kampfplatze ein.

Gilftes Kapitel.

Glückliches Zusammentreffen.

„Ha! ha!... Galgenschwengel! schrie Müller, auf die Kämpfenden zueilend, Du wagst's, Dich mit meinem Jüdling zu messen! Warte, warte, wir wollen Dir zeigen, ob unsere Klingen scharf sind.“

Aber er kam zu spät, um noch das Vergnügen zu haben, selbst drein zu schlagen, denn während er sprach, erhielt Herr von Monterranville von

Heinrich einen Degenstich, der ihn zu den Füßen unsers Husaren niederstreckte.

„Bravo! bravo! lieber Heinrich, sagte Müller, seinem Zögling um den Hals fallend; nun sind Sie meiner ganz würdig, denn der Schurke focht wie ein Rasender. Aber da sehe ich noch Einen das Hasenpanier ergreifen. Ah! der ist für mich.“

Mit diesen Worten galoppirt Müller dem Fliehenden nach, demselben, der Pauline während des Kampfes bewacht hatte, aber durchgegangen war, sobald er seinen Herrn niedergestreckt sah. Da er einen starken Vorsprung hatte, wäre er ihm entkommen, hätte nicht unser Husar in der Ferne eine Postchaise von der Seite heranrollen sehen, auf welche der Fliehende zusprang. „Versperret ihm den Weg! Haltet den Schurken fest!...“ schrie Müller sogleich. Sei es, daß man ihn verstand oder daß man errieth, was er sagen wollte, der Wagen hielt, zwei Männer steigen aus und versperren dem Flüchtling den Weg. Er ist bald gepackt: Müller geht auf die Reisenden zu, ihnen seinen Dank abzustatten und wirft sich dem Oberst Gramberg und seinem Freunde, denn diese waren es, an die Brust.

Der Oberst und d'Ormeville, überrascht durch dieses seltsame Zusammentreffen, richten tausend Fragen an ihn. „Kommet, sprach er, folget mir, ihr werdet sie sehen und saubere Geschichten über den Schurken von Monterranville hören!... doch wollen wir den da nicht entkommen lassen!... Von

ihm wollen wir alle Umstände der Entführung vernehmen.“

Die beiden Freunde verstehen nichts von dem Allem, folgen aber Müller'n nichtsdestoweniger auf den Kampfplatz, wo Heinrich den Schrecken seiner geliebten Pauline stillte. Der arme Heinrich war außer sich vor Freude: ein Wort von ihr war hinreichend gewesen, ihn glücklich zu machen; sich ihm in die Arme werfend, hatte sie gesagt: „Du bist nicht mein Bruder!“

„Sieh, da ist Dein Vater, sprach sie, als sie d'Ormeville erkannte. — Wär's möglich? großer Gott!... Sie sind's...“ Und schon lag Heinrich in den Armen des Urhebers seiner Tage.

Die allgemeine Freude gränzt bis an den Wahnsinn: der Oberst, d'Ormeville, Heinrich, Pauline, Müller-herzen einander: nun sind sie vereinigt! Sie dürfen sich also lieben, es ist kein Verbrechen mehr, nach so vielem Kummer, so vielen Widerwärtigkeiten! Ihr gebeugtes Gemüth vermag dieses Uebermaß von Glück kaum zu ertragen, und Thränen der Nührung füllen ihre Augen.

„Ah!... tausend Millionen Patronen, wir sind Sieger! rief Müller, indem er seinen Eschako hoch in die Lüfte warf, aber nicht ohne Mühe, denn der Platz hat sich lange gehalten.“

Als sich die ersten Ausbrüche der Freude etwas gelegt hatten, dachte man an die Weiterreise nach Schloß Framberg; doch ein klägliches Stöhnen

erregte ihre Aufmerksamkeit: sie erblickten den Herrn von Monterranville, der noch athmete und durch Zeichen bedeutete, man möchte ihm zu Hülfe kommen.

„Man darf diesen Menschen nicht liegen lassen, sagte der Oberst; seine Geständnisse können uns von großem Nutzen sein und uns endlich über das Herkommen unserer geliebten Pauline ins Klare setzen.“

Alles stimmte dem Oberst bei, und man verfügte sich zu dem Verwundeten. „Ich fühle, sprach er, daß ich nur noch wenige Augenblicke zu leben habe; da aber meine Erklärungen die Vermögensverhältnisse dieses jungen, vielfältig von mir verfolgten Frauenzimmers begründen werden, so führet mich an den nächsten Ort, und dort will ich euch vor dem Notar die Geschichte meines jämmerlichen Lebens erzählen, wenn mir noch die Kraft dazu bleibt.“ Man that, was der Sterbende begehrte; Müller und Frank fertigten eine Traghahre, auf welche man ihn legte. Der Postillon war todt und wurde auf dem Platz gelassen, bis die Gerechtigkeit selbst an Ort und Stelle Untersuchung anstellte; den andern Spießgesellen des Verwundeten führte man mit sich nach Blamont, von wo man nicht sehr entfernt war.

In der Herberge angelangt, ließ der Oberst einen Arzt, einen Notar und Zeugen kommen. Der Arzt erklärte nach Besichtigung der Wunde des Herrn von Monterranville, daß derselbe

nur noch wenige Augenblicke zu leben habe, und daß man diese benützen müsse, wenn man seiner Aussagen bedürfe. Alles versammelte sich sogleich im Zimmer des Kranken, der nicht ohne Mühe folgende Erzählung lieferte.

Geschichte des Herrn von Monterranville.

„Jetzt, wo der Tod über meinem Haupte schwebt, wo mein Wesen seiner Auflösung nahe ist, schauere ich zurück, wenn ich mir all die Verbrechen wieder vorführe, zu welchen Neid und Habgier mich antrieben!... Die Binde vor meinen Augen ist gefallen!... Gewissensbisse zerfleischen mein Inneres!... und ich vermag mir keine Täuschung mehr zu machen!... Ach!... wie schrecklich sind sie, die letzten Augenblicke des Verbrechers!... kein Trost bleibt ihm mehr!... Die Welt, von der er scheidet, blickt ihm mit Abscheu nach!... und kein Andenken an eine gute That mildert seine Qual.

„O Du interessantes Weib, das ich seit seiner Kindheit verfolge!... wie sehr wirst Du erröthen, wenn Du in dem Elenden, den Du vor Dir hast, Deinen Oheim erkennst!...

„Meinen Oheim!... rief Pauline überrascht. — Ihr Oheim!“ wiederholen alle Anwesenden. Der Verwundete winkte, man möchte auf ihn hören, und fuhr folgendermaßen fort:

„Mein wahrer Name ist Drogluski; ich bin in Smolensk geboren: der Palatin, mein Vater, war

unermesslich reich und hatte keine andern Kinder als mich und meine Schwester, die zwei Jahre jünger war.

„Von meiner zartesten Kindheit an nährte ich den tödtlichsten Haß gegen diese Schwester, weil ich vorausah, daß ich das reiche Erbe unsers Vaters, dessen alleinigen Besitz mich meine Habgierde wünschen ließ, mit ihr werde theilen müssen.

„Das Unglück wollte, daß ich einen gewissen Stoffar in meine Dienste nahm, den niederträchtigsten Bösewicht, den je die Erde getragen. Da er meinen Haß gegen meine Schwester gewahrte, schmeichelte er meinen Leidenschaften, wußte mein Zutrauen zu gewinnen und ward bald mein innigster Vertrauter.

„Bellista, meine Schwester, war täglich der Gegenstand meines Neides und meiner Bosheit; ohne Klage ertrug sie alle meine Quälereien und Plagen. Allein sei es, daß mein Vater darum wußte, sei es, daß er meinen heimtückischen Charakter durchschaute, er schrieb mir ein Drittel seiner Güter zu, gab das Uebrige meiner Schwester und befahl mir, die Gegend zu verlassen, die er bewohnte.

„Wuth im Herzen, Rache brütend entfernte ich mich und kaufte unfern Wilna ein kleines, einsam stehendes Schloß, wohin ich mich mit Stoffar zurückzog, um ungehindert über die Mittel nachzusinnen, wie ich die Verabscheute verderben könne.

„Ungefähr ein Jahr war ich in diesem Schloß,

als ich den Tod meines Vaters vernahm. Weit entfernt, mich über diese Nachricht zu betrüben, vermehrte solche nur meinen Haß für Belliska und bestärkte mich in meinen Racheplanen. Sie war damals eine der reichsten Erbinnen Rußlands und ihr Vermögen der Gegenstand all meiner Hoffnungen, denn das mir Zugefallene hatte ich schon größtentheils verpraßt.

„Während ich mich mit Stoffar über die Maßregeln berieth, die wir ergreifen sollten, vermählte sich meine Schwester mit einem jungen, russischen Offizier, den sie liebte. Diese Nachricht verdoppelte meine Verzweiflung. „Wir haben zu lange gezögert, gnädiger Herr, sprach Stoffar, jetzt müssen Sie handeln und meinem Rathe folgen. Begeben Sie sich zuerst zu Ihrer Schwester, stellen Sie sich, als hätten Sie die obgewalteten Zwistigkeiten vergessen und bezeigen Sie ihr die zarteste Freundschaft.“

„Ich befolgte diesen Rath, ohne gerade zu wissen, welches sein Plan war. Meine stets gütige Schwester empfing mich mit offenen Armen und stellte mir ihren Gatten vor, der mich gleichfalls aufs Schmeichelhafteste aufnahm. Sie luden mich ein, einige Zeit bei ihnen zu bleiben; ich sagte zu.

„Bald wurden indeß unsere Plane noch weiter durchkreuzt durch die Geburt eines Töchterchens, welchem meine Schwester das Leben gab und den Namen Eliska beilegte. Du warst es, unglückliche Pauline!... und mit Deinem Eintritt in die Welt schwur ich Dir unerbittlichen Haß.

„Der Zufall, der mein Plane zu begünstigen schien, wollte, daß der Graf Benjowski, Dein Vater, zur Armee berufen wurde, um an der Spitze seines Regiments gegen die Schweden zu kämpfen. Mit bitteren Thränen schied meine Schwester von ihrem Gemahl, der mich aufforderte, sie während seiner Abwesenheit nicht zu verlassen und ihr Beschützer zu sein. Ich versprach's... Ach! er wußte nicht, welchem Ungeheuer er sein Theuerstes vertraute!

„Der Unstern, der über Belliska waltete, ließ ihren Gatten im ersten Treffen getödtet werden. Die Nachricht hievon erfüllte mich mit Freude; ich sah mich dadurch eines Hindernisses zu meinem Glück entledigt; ich war es müde, eine Freundschaft für meine Schwester zu heucheln, die meinem Herzen so ferne lag; überdies wollte ich ihrer Reichthümer genießen, und Stoffar sagte, es sei nun Zeit zu handeln.

„Jetzt werdet ihr vor Abscheu zurückschauern!... Doch ich kann das Bekenntniß einer fürchterlichen Schandthat nicht länger verschieben. Vernehmet also, daß ein vergifteter Trank mich für immer von der Verhaftten befreite... Ihr schaudert?... Hört mich zu Ende!

„Um jedem Verdacht auszuweichen, trug ich Sorge, nur ein langsam wirkendes Gift zu nehmen. Mein Opfer schleppte sich daher gegen sechs Monate herum, ehe es starb. Während dieser Zeit verdoppelte ich meine Aufmerksamkeiten

gegen sie, um ihr Vertrauen desto besser zu gewinnen.

„Als meine Schwester ihr Ende herannahen fühlte, hegte sie die Ueberzeugung, daß der Gram über den Tod ihres Gatten sie ins Grab führe. Sie beschied mich an ihr Sterbebett, empfahl mir ihre Tochter, ernannte mich zu deren Vormund und starb, ohne geahnt zu haben, daß ihr Bruder ihr Mörder sei.

„Nun hinderte mich also nur noch das Dasein der kleinen Eliska, die Reichthümer meiner Schwester zu erben. Ich nahm sie mit mir in mein einsames Schloß, um dort über ihr Schicksal zu beschließen. Stoffar rieth mir, sie umzubringen; aber durch ein Uebermaß von Vorsicht, das mir unheilbringend ward, wollte ich irgend einen unglücklichen Fremdling, dessen Schwachhaftigkeit wir nicht leicht zu fürchten hätten, mit diesem neuen Verbrechen belasten.

„Sie erinnern sich, mein Herr, sagte Drogluski, sich an d'Ormeville wendend, wie Stoffar Sie entdeckte und Sie für passend zur Ausführung unsers Vorhabens erachtete. Wir wußten, daß Sie in östreichischen Diensten standen, wir hielten Sie für einen Oestreicher. Bei meiner Absicht, nach Frankreich auszuwandern, fürchtete ich nicht, Sie je wieder zu treffen; zudem sahen Sie mich bei Ueberlieferung des Kindes nur maskirt.

„Nachdem die Sache einmal abgemacht war, gab ich meine Nichte für todt aus und nahm die

ganze Erbschaft meiner Schwester in Besitz. Mein sehnlichster Wunsch war, ein Land zu verlassen, das mir all meine Missethaten ins Gedächtniß zurückrief: ich veräußerte daher schnell meine Güter und ging mit Stoffar nach Frankreich.

„Unweit Straßburg kaufte ich das kleine Häuschen, das ihr kennt; seine vereinzelte Lage sagte mir zu, und ich zog mich auf einige Zeit dahin zurück, wenn ich mich an den Vergnügungen und Ausschweifungen übersättigt hatte, denen ich mich in Paris mit meinem würdigen Vertrauten unaufhörlich hingab.

„Jetzt habe ich euch nur noch die Begebenheiten zu erzählen, an denen ihr Theil nahmet. Eines Tages erkannte Stoffar zu Straßburg in Herrn d'Ormeville Denjenigen, dem wir das Kind meiner Schwester anvertraut hatten. „Den müssen wir uns vom Halse schaffen, sagte er alsbald zu mir; denn er könnte mich früher oder später treffen und erkennen, dann wäre ich verloren.“ Vor dieser neuen Schandthat bebte ich zurück; aber ich fürchtete Stoffar zu sehr, um ihm zu widerstehen, und Ihr Tod ward beschlossen.

„Der Himmel ließ indeß die Vollstreckung dieses Verbrechens nicht zu; Sie wurden durch den jungen Mann, den Sie Sohn nennen, gerettet und Stoffar blieb auf dem Plaze. Ich aber flüchtete mich in meine Wohnung; ziemlich vergnügt, ich gestehe es, meinen Spießgesellen losgeworden zu sein.

„Mehrere Monate nach dieser Begebenheit kamen Sie, mein Herr, sprach er zu Heinrich, in mein

Haus, um den Herrn Oberst abzuholen. Ihre Verwirrung, Ihre Aufregung bei meinem Anblick entgingen mir nicht; ich stellte mir vor, Sie werden mich kennen, und ich lauschte Ihrem Gespräch mit jenem tapfern Husaren zu, um meine Vermuthungen zu bestätigen. Kaum hatte ich euch gehört, als ich den Kopf verlor und mitten in der Nacht die Flucht ergriff.

„Als ich von meinem Schrecken wieder etwas zu mir gekommen war, beschloß ich zu erforschen, was Sie thun und ob Sie mir nicht zu schaden suchen. Demzufolge verkleidete ich mich als Bauer und folgte Ihnen auf Ihrer Reise mit Ihrem Freunde Müller.

„Sie begaben sich ins Schloß Gramberg und ich hielt mich in der Umgegend auf; bald erfuhr ich Ihre Liebe zu Derjenigen, die Sie für Ihre Schwester hielten, und als ich hörte, daß der Vater der jungen Person den Namen Christiern geführt, Offizier sei und sie aus Rußland mitgebracht habe, da zweifelte ich nicht mehr, es sei meine Nichte.

„Von nun an wurdest Du, Pauline, der Gegenstand meiner ganzen Aufmerksamkeit, und ich schwur, Dich in meine Gewalt zu bekommen, da ich zu sehr fürchtete, daß, wenn Du Deinen Beschützer wieder fändest, es ihm gelingen möchte, mich zu verderben.

„Durch vieles Gold hatte ich zwei Glende für meine Absichten gewonnen, aber es war nicht leicht, Dich vom Schlosse zu entführen; ich war indeß auf dem Punkte, als Du mit Müller und Frank abreistest.

„Ich folgte euch auf dem Fuße, aber erst in diesem Gasthof fand ich Gelegenheit zu Ausführung meines Planes. Meine beiden Vertrauten übernahmen es, Deine Gefährten, welche unser Unternehmen vereiteln konnten, betrunken zu machen.

„Ha! die Schurken! fiel Müller ein. Wer hätte das gedacht? ...“

„Am andern Morgen klopfte der eine von ihnen an Deiner Thüre; es war schon spät und Du wartetest schon lange auf Deine Reisegefährten: er sagte Dir, sie hätten den etwas beschädigten Wagen repariren lassen und erwarten Dich einige Schritte von da. Du glaubtest es und ließeest Dich in die gelegte Falle führen, wodurch Alles gelungen wäre, wenn Dir der Himmel nicht, meiner Verbrechen müde, Befreier zugesandt hätte!“

Zwölftes Kapitel.

Schlus.

Hier schloß Herr von Monterranville oder vielmehr Drogluski seine Erzählung, welche die Zuhörer lebhaft ergriffen hatte. Der Notar hatte sie Wort für Wort niedergeschrieben, der Verwundete unterzeichnete, indem er noch beiseßen ließ, daß seine Nichte seine einzige Erbin sei und den Rest seines ungeheuern Vermögens, von dem er erst drei Viertel verschwendet habe, in dem Häuschen im Walde finde.

Nachdem diese Angelegenheit zu Ende gebracht

war, verließen unsere Freunde einen Menschen, dessen Anblick ihnen nur peinlich sein konnte, besonders Paulinen, die er so nahe anging. Kaum waren sie jedoch weg, als sie erfuhren, er habe seinen letzten Seufzer ausgestoßen.

„Wünsche gute Nacht, sprach Müller, ich hoffe, wir werden einander nicht mehr begegnen.“ Pauline weihte seinem Gedächtniß einige Seufzer, nicht daß sie die geringste Zuneigung für ihn haben konnte, aber es war der einzige Verwandte, den sie je gekannt.

Nun hielt unsere Freunde nichts mehr in Blamont zurück, sie machten sich daher nach Schloß Gramberg auf den Weg, wo sie den andern Tag eintrafen.

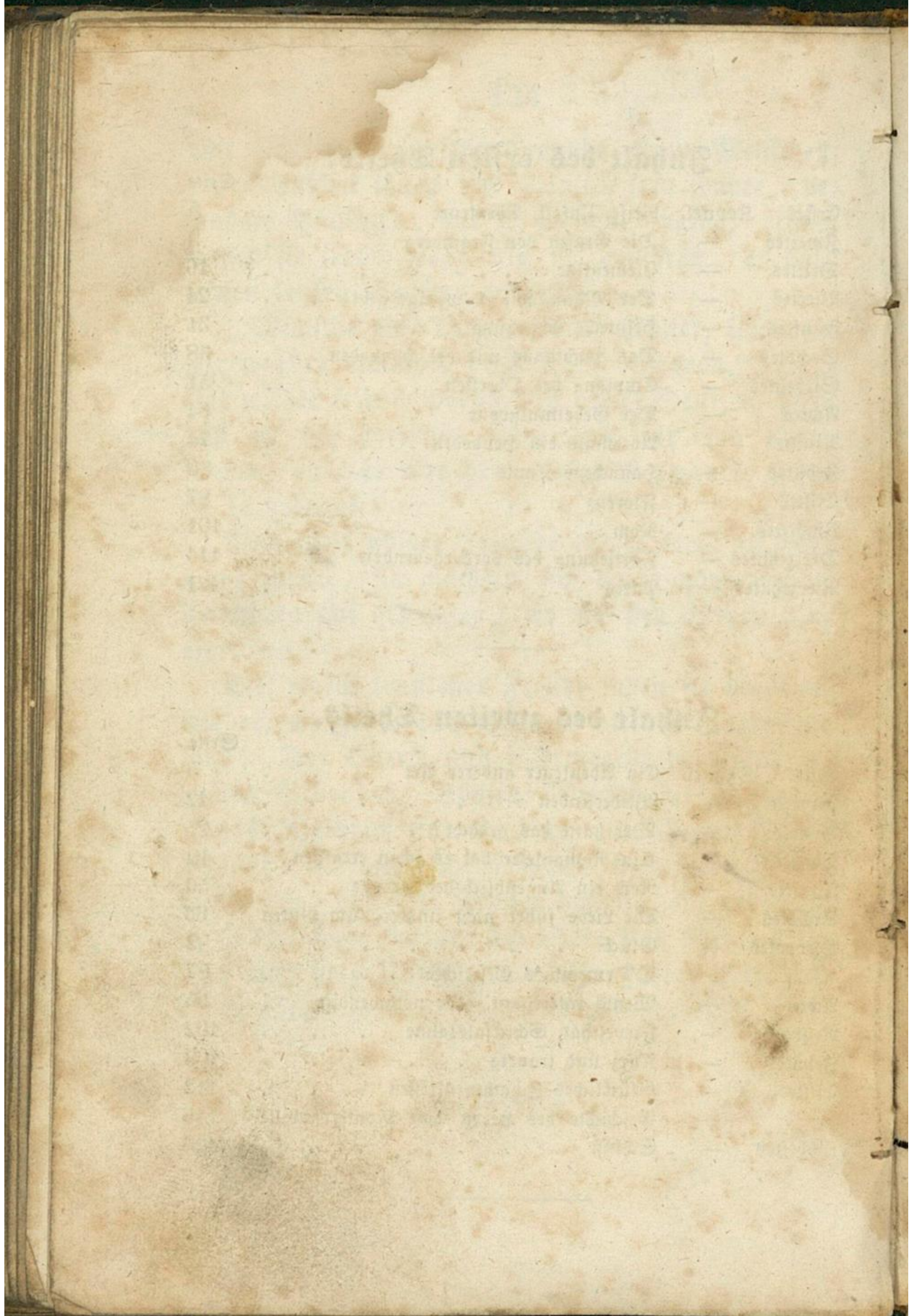
Mit welcher trunkenen Freude sahen sie die Orte wieder, wo Jedes von ihnen so viele Erinnerungen fand! Der Oberst und d'Ormeville vereinten die beiden Liebenden. Hymen bedeckte die Fehltritte Amors. Heinrich und Pauline, endlich zum Glück gelangt, verließen ihren Vater und ihren Wohlthäter nie; der gute Müller brachte sein Leben an ihrer Seite zu, betrank sich öfters und fluchte viel; aber man muß Dem wohl einige Fehler vergeben, dessen Seele so schöne Tugenden beherbergt.

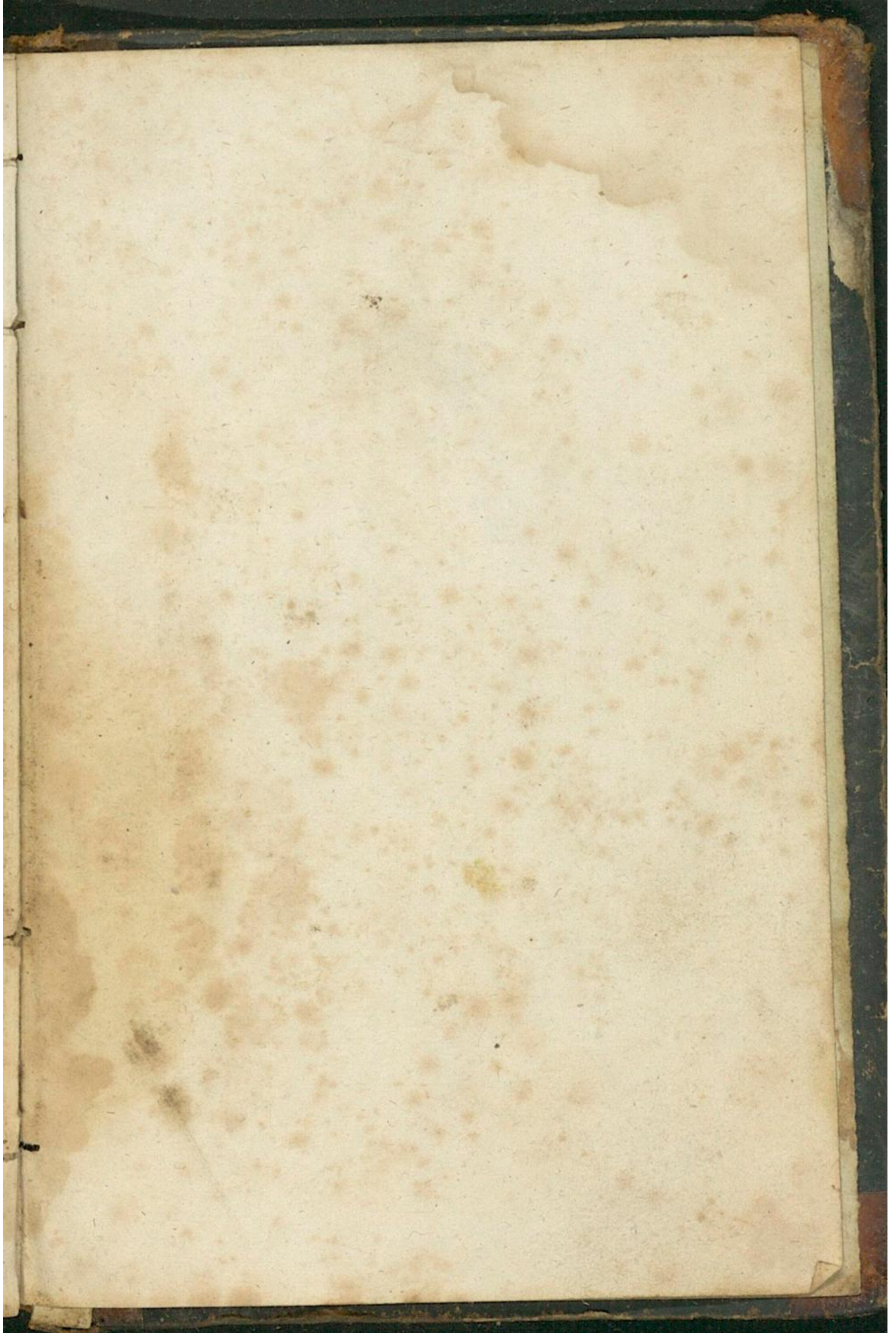
Inhalt des ersten Theils.

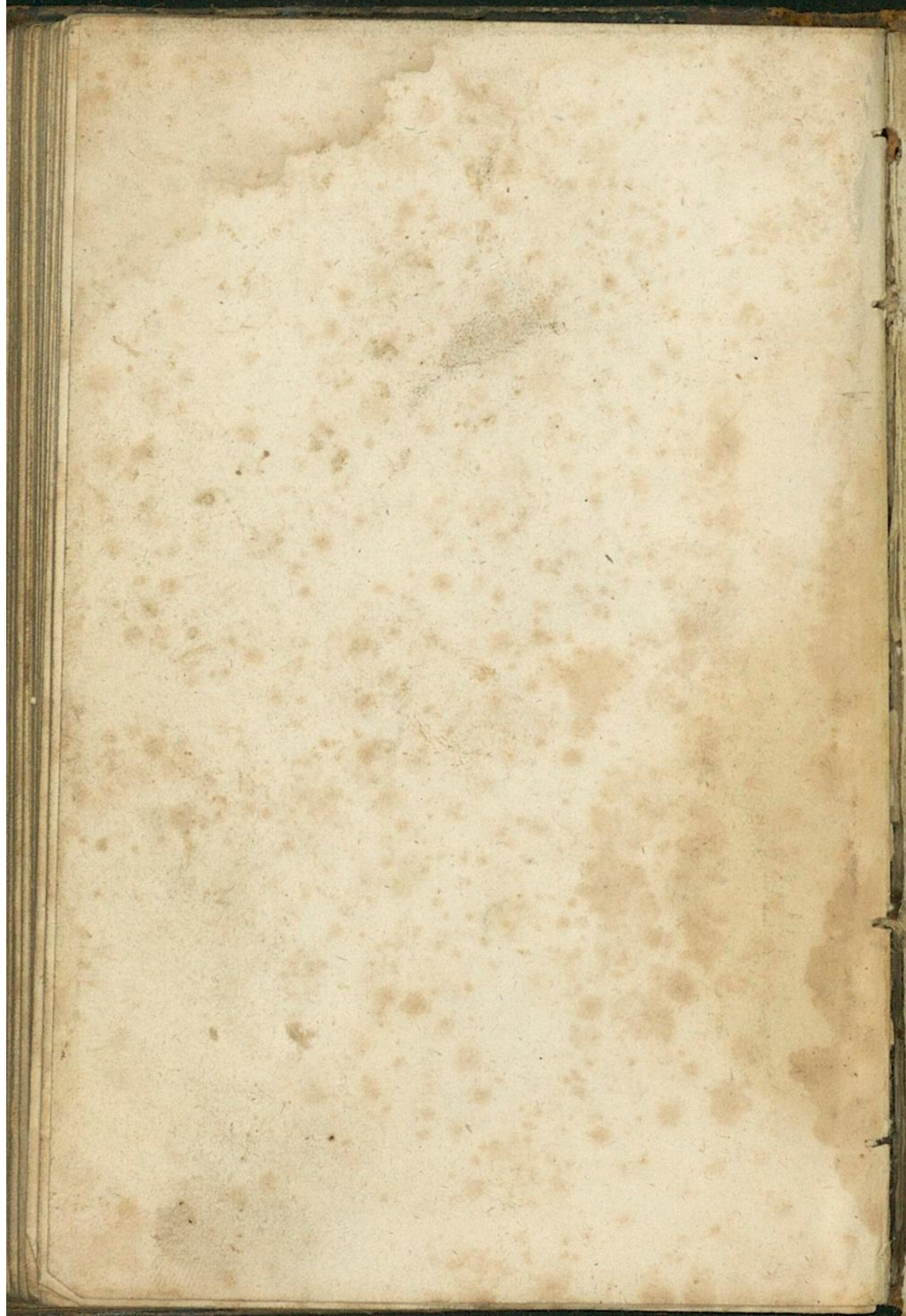
| | | | Seite |
|-------------|----------|---|-------|
| Erstes | Kapitel. | Reise, Unfall, Abenteuer | 5 |
| Zweites | — | Die Grafen von Framberg | 9 |
| Drittes | — | Elementine | 16 |
| Viertes | — | Der Mann, wie es wenige gibt | 24 |
| Fünftes | — | Heinrichs Erziehung | 31 |
| Sechstes | — | Das Pachtthaus und der Heuboden | 38 |
| Siebentes | — | Empfang des Obersten | 51 |
| Achtes | — | Der Geheimnißvolle | 64 |
| Neuntes | — | Abermals ein Heuboden | 74 |
| Zehntes | — | Hannchens Lante | 80 |
| Elfstes | — | Florenz | 87 |
| Zwölftes | — | Rom | 101 |
| Dreizehntes | — | Fortsetzung des vorhergehenden | 114 |
| Vierzehntes | — | Paris | 121 |

Inhalt des zweiten Theils.

| | | | Seite |
|-----------|----------|---|-------|
| Erstes | Kapitel. | Ein Abenteuer anderer Art | 5 |
| Zweites | — | Wiederfinden | 12 |
| Drittes | — | Wer hätte das gedacht? | 25 |
| Viertes | — | Ein Romanleser hat es schon errathen | 40 |
| Fünftes | — | Noch ein Augenblick der Freude | 50 |
| Sechstes | — | Die Liebe führt nicht immer zum Guten | 63 |
| Siebentes | — | Glück | 82 |
| | | D'Ormeville's Geschichte | 87 |
| Achtes | — | Wenig interessant, aber nothwendig | 95 |
| Neuntes | — | Trevelthat, Schicksalslaune | 102 |
| Zehntes | — | Kurz und traurig | 108 |
| Elfstes | — | Glückliches Zusammentreffen | 112 |
| | | Geschichte des Herrn von Monterranville | 116 |
| Zwölftes | — | Schluß | 123 |

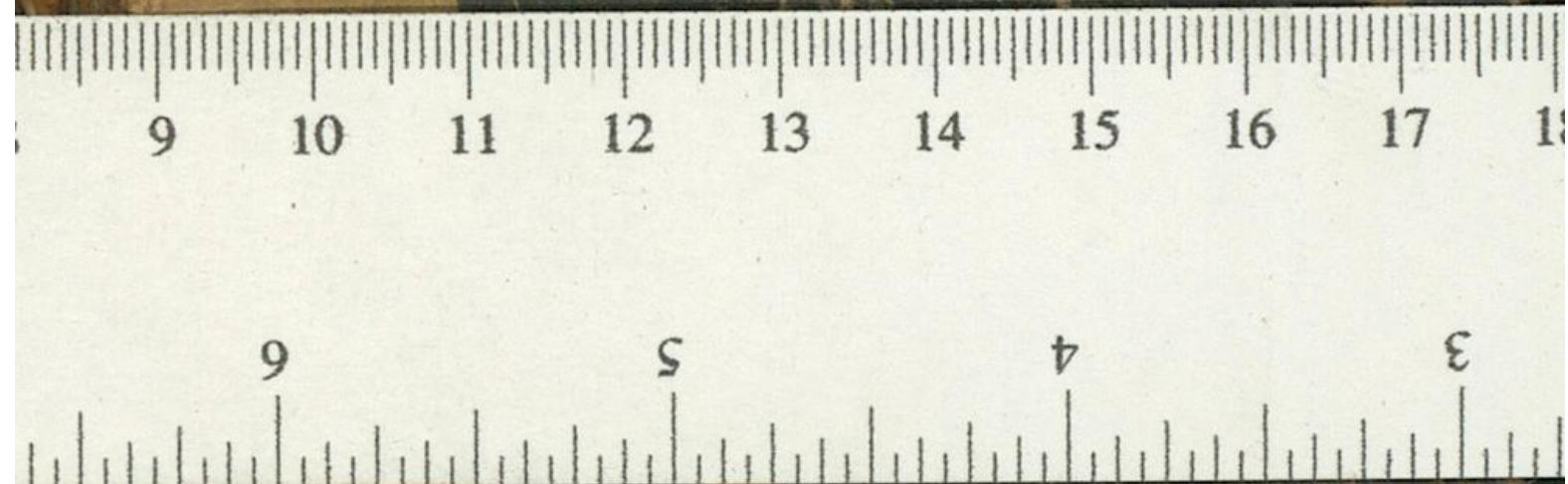












tt
—
6